edfc

Fantasia 1176e

Aus der phantastischen Welt der Literatur

Fantasia 1176e
Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.
ISSN 0934-1463 – 47. Jahrgang.
Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.
Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau
edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Collage
EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2024 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

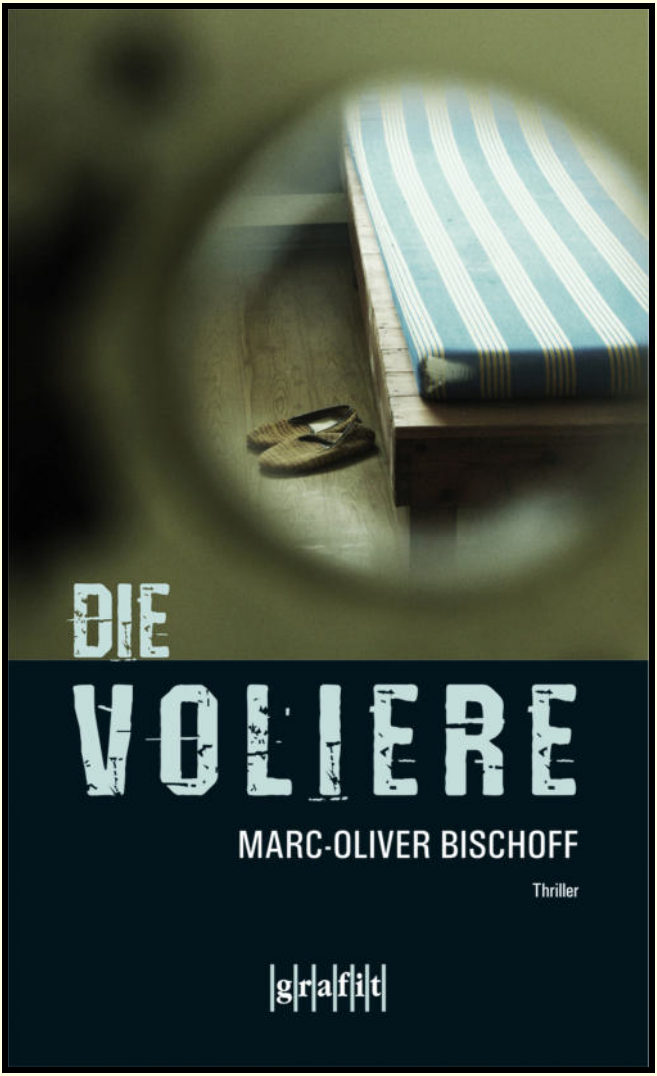
Passau 2024-11

AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

Franz Schröpf

Fantasia 1176e – Magazin für Phantastik

edfc


DIE
VOLIERE
MARC-OLIVER BISCHOFF
Thriller
grafit

Marc-Oliver Bischoff [1967–]
Die Voliere
Grafit 420 (TB 412 S./€ 11,99
Dortmund 2013
Genre: Krimi

Angelika Alba stand am Küchenfenster und zog die Gardine mit dem Rosenmuster einen Spalt weit auf. Gerade so weit, dass sie ihren Nachbarn Adam Lefeber beobachten konnte, ohne ihrerseits gesehen zu werden.

Obwohl Lefeber alleinstehend war, bewohnte er ein Reiheneckhaus mit gelbem Anstrich und weißen Fensterläden an der Renoirallee im Frankfurter Stadtteil Riedberg. An der Nordseite rankte sich allen Widrigkeiten des Wetters zum Trotz eine Klematis empor, im Vorgarten leuchteten die Blüten eines sauber gestutzten Rosenstrauchs der Sorte Queen Elisabeth, eingefasst von gelbem und weißem Phlox. Abgesehen von der späten Blütenpracht glich das Haus dem der Nachbarn wie ein Ei dem anderen.

Lefeber sperrte die drei Schlösser jeweils doppelt ab, rüttelte probeweise an der Eingangstür und ließ den Schlüssel in seine Aktentasche gleiten.

„Er hat die Tür abgeschlossen“, flüsterte Angelika Alba. Lefeber strich mit der Hand über ein Fenster, prüfte und nickte bestätigend, um sich dann dem nächsten zuzuwenden. Schließlich verschwand er aus Albas Blickfeld. „Er ist in den Garten gegangen“, wisperte sie. Lefeber tauchte wieder vor dem Haus auf und ging auf sein Fahrrad zu. Er klemmte die Aktentasche auf den Gepäckträger und schob das Rad auf den Gehweg. Selbst das Gartentor sperrte er hinter sich ab, obwohl es für jeden Schuljungen ein Leichtes gewesen wäre, darüberzuklettern. Dann stieg er auf und fuhr los, vorbei an Familienkutschen und Coupes mit Ledersitzen. (S. 7)

Wir schreiben das Jahr 1992. Angelika Alba ist nicht krankhaft neugierig oder überängstlich, sondern wurde von der Polizei instruiert, ihren Nachbarn Adam Lefeber, Kunstlehrer am Rose-Schlösinger-Gymna-

sium, genauestens zu beobachten. Dessen Kollegin und frühere Freundin Ina Franke hat nämlich in Lefebers Garage zwei Jungenfahrräder gesehen und sogleich darauf geschlossen, dass Lefebre mit dem Verschwinden von zwölfjährigen Zwillingen aus seiner Kunstgruppe etwas zu tun haben könnte.

Während Lefebre auf dem Weg zum Gymnasium ist, dringt ein Spezialkommando unter Führung des Polizisten Hartmann in sein Haus ein.

> Im Untergeschoss fanden sie einen Heizungskeller, einen weiteren Vorratsraum und eine Waschküche vor. Die vierte Tür war abgeschlossen, der Schlüssel fehlte.
>
> Hartmann versuchte, durch das Schlüsselloch zu spähen, doch es schien von innen verdeckt zu sein. Ein seltsames Brummen war hinter der Tür zu vernehmen.
>
> Hartmann hämmerte dagegen. „Ist da jemand?“
>
> Kein Laut.

> Hartmann holte aus und trat mit voller Wucht gegen die Tür. Die Klinke löste sich und fiel klirrend zu Boden, eines der Scharniere riss aus und die Tür knirschte in den Angeln, als sie sich in der Zarge verklemmte und den Eingang zum Raum blockierte. Eine ganze Wolke schillernder Schmeißfliegen bahnte sich ihren Weg in den Flur.
>
> Die Polizei hatte gefunden, wonach sie gesucht hatte. Doch sie waren zu spät gekommen, die beiden Jungen waren tot. Denn was der Gymnasialreferendar für Kunst und Deutsch Adam Richard Lefeber ihnen angetan hatte, konnte kein Mensch überleben. (S. 18)

Lefebre hat die beiden Jungen zu Tode gefoltert – weil sie ihm unglaublich stark auf die Nerven gegangen sind, wie er später bekennt.

Die Verhaftung Lefebres geht nicht so reibungslos, wie es sich Hartmann gewünscht hätte, denn der Lehrer nimmt eine Geisel und schneidet sie tief in den Hals. So kann man es Hartmann nicht verdenken, wenn er selbst ausrastet.

„Warum haben Sie mich nicht erschossen?“ Mit feuchten Augen sah er Hartmann verständnislos an.

Hartmann lächelte grimmig. „Du Scheißkerl!“, zischte er unbeherrscht.

Blitzschnell holte er aus und trat Lefeber mit voller Wucht in die Genitalien. Und schlug abermals zu, während der Mann sich vor Schmerzen auf dem Boden wand. Erst als Abel ihn an der Schulter packte und von Lefeber wegzog, kam er wieder zu sich. Er ließ von dem Mann ab, der zwei zwölfjährige Jungen zu Tode gefoltert hatte und vielleicht bald noch ein weiteres Opfer zu verantworten hatte. Ein dunkler Fleck breitete sich in Lefebers Schritt aus. Hartmann wandte sich angewidert ab. (S. 23)

Elf Jahre später stehen Lefebre und zwei Geistesgestörte gleichen Kalibers zur Beurteilung durch die Psychologin Nora Winter an, denn der Europäische Gerichtshof hat die lebenslange Sicherheitsverwahrung von psychisch Kranken für gesetzwidrig erklärt.

Die Voliere ist ein dramatischer Thriller, der sich um ein Thema dreht, das die Gemüter sehr stark bewegt.

SUNIL MANN
DAS GEBOT
KRIMINALROMAN
grafit

Sunil Mann [1972–]
Marisa Greco & Bashir Berisha 2: Das Gebot
Grafit 774 (TB 350 S./€ 13,00)
Köln 2021
Genre: Krimi

„*Allahu akbar!*“

Er schreckt aus fiebrigem Dämmerschlaf hoch, zerschlagen nach dieser halb durchwachten Nacht. Hängt einen Atemzug lang zwischen Traum und Wirklichkeit fest. Bevor ihn die Realität wie ein Faustschlag trifft und der Schmerz ihm fast den Verstand raubt. Er reißt die Augen auf. Dunkelheit.

„*Allahu akbar!*“ Das halblaute Flüstern ist ganz nah, direkt neben ihm. Eine Männerstimme, gedämpft und brüchig vor Angst, sie wiederholt die Worte immer und immer wieder. „*Allahu akbar!*“

Er kann nichts sehen, dreht den Kopf, blinzelt in die Finsternis, die ihn umgibt. Die kleinste Bewegung bereitet Höllenqualen. Sie haben ihn auf einen Stuhl gebunden, die Hände hinter dem Rücken gefesselt und taub, das raue Seil

hat die Gelenke aufgescheuert, auch seine Beine sind eng zusammengeschnürt. Das rechte Auge ist angeschwollen, der Herzschlag jagt eine Schmerzwelle nach der anderen durch seinen Schädel. Blut verklebt sein Gesicht, die Ohren, den Hals. Die Nase ist vermutlich gebrochen. Das Schlimmste aber ist der Rücken. Das Auspeitschen mit dem Plastikkabel hat die Haut aufgerissen und zerfetzt, das splitterige Holz der Stuhllehne schabt bei jeder Bewegung über die wunden Stellen.

Weit entfernt fällt eine Tür krachend ins Schloss, er zuckt zusammen. Polternde Schritte im Korridor und aufgeregte Rufe. Sie sind auf dem Weg.

Der Mann neben ihm beginnt zu weinen, seine Füße scharren über den Boden. Keuchend schnappt er nach Luft, zieht den Rotz hoch.

„*Allahu akbar!*“ Gott ist am größten, nichts ist größer als Gott. Immer wieder, endlos, ein Mantra. Wie oft hat er mitgeschrien, meist lauter als alle anderen. (S. 5)

So kann es einem Schweizer gehen, wenn er sich zum Islam bekehrt, sich dem Islamischen Staat anschließt und anschließend bei seinen neuen Glaubensbrüdern in Ungnade fällt.

> „Er *muss* im Land sein“, wiederholt Annelies Bodmer gerade mit Nachdruck, während Bashir, der auf dem Sessel neben Marisa sitzt, vorgibt, sich Notizen zu machen. „Hier ist der Beweis!“ Sie händigt ihm eine Klarsichtmappe mit Belegen aus, die nach Bankunterlagen aussehen, und tippt mit der Fingerspitze auf eine Zeile zuoberst auf der ersten Seite. „Seine Kreditkartenabrechnungen werden an unsere Adresse geschickt, er hat ja schon lange keine eigene mehr.“ (S. 59)

Paul und Annelies Bodmer wenden sich an Marisa Greco und Bashir Berisha, die eine Art Detektivagentur mit dem sinnigen Namen „Agentur für unliebsame Angelegenheiten“ betreiben. Erich, der dreiundzwanzigjährige Sohn der Bodmers, ist seit dreieinhalb Jahren verschollen. Er wollte sich

auf Weltreise begeben, erzählen die Eltern, habe dann aber nichts mehr von sich hören lassen. Und nun sei mit der Kreditkarte, die auf den Namen der Eltern laute, hier in der Schweiz abgehoben worden.

Marisa und Bashir nehmen die Nachforschungen auf, und bei Janis Michaelis, Erichs ehemaliger Freundin, werden sie erstmals fündig.

„Hat sich Erich bei dir gemeldet?“, fragt sie.

Janis’ Augen weiten sich, hastig verneint er.

„Du befürchtest, dass er bei dir auftauchen könnte, nicht?“

„Er ist zu allem fähig.“

„Wie meinst du das?“

„Erich ist unberechenbar.“

„Trotzdem warst du sein Freund. Wieso?“

„Das war nicht immer so. Aber dann hat er sich … verändert.“

„Inwiefern?“

„Ihr schnallt es nicht, oder?“

„Was schnallen wir nicht?“

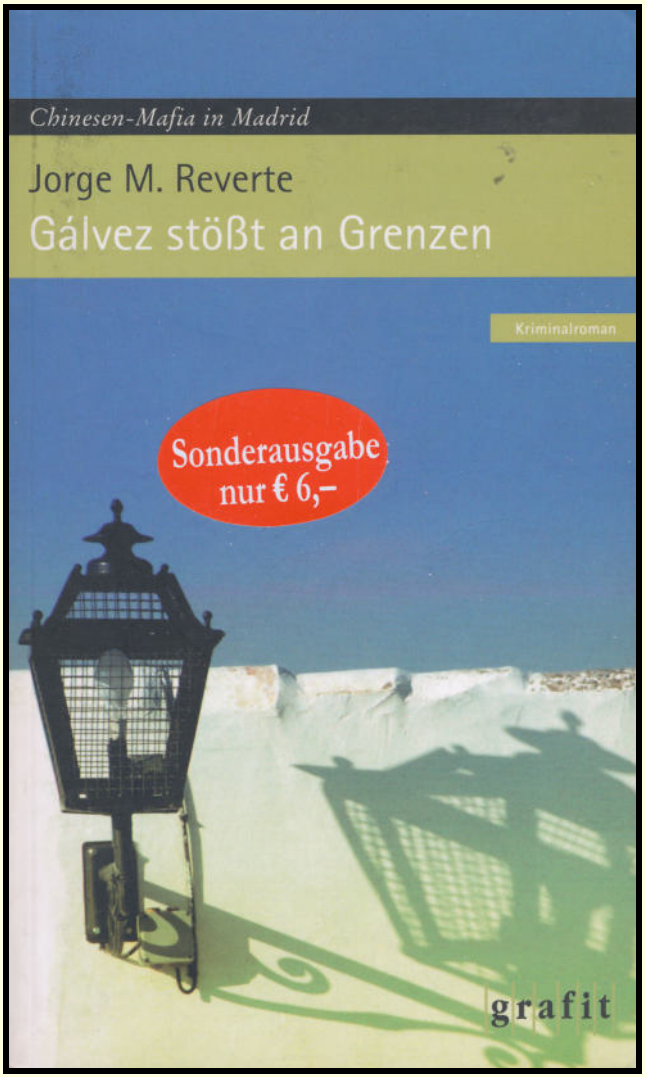
„Worauf ihr euch da eingelassen habt.“

„Was willst du damit sagen?“

Janis schnalzt. „Wenn Erich tatsächlich in die Schweiz zurückgekehrt ist, hat er bestimmt nichts Gutes vor.“ (S. 88f)

Laut Janis hat sich Erich nicht nur zum Islam bekannt, sondern sich auch mehr und mehr radikalisiert. Ihrer Meinung nach ist er nur zu einem einzigen Zweck in die Schweiz zurückgekehrt, um hier ein Attentat zu begehen.

Sunil Mann greift in seinem realistischen Krimi *Das Gebot* ein aktuelles Problem auf, nämlich die Radikalisierung junger Menschen durch religiöse Indoktrination.


Chinesen-Mafia in Madrid
Jorge M. Reverte
Gálvez stößt an Grenzen
Kriminalroman
Sonderausgabe
nur € 6,–
grafit

Jorge M. Reverte [Jorge Martínez Reverte, 1948–2021]

***Julio Gálvez 4: Gálvez stößt an Grenzen (Gálvez en la frontera*, 2001)**

Grafit 147 (TB 284 S./€ 6,00)

Dortmund 2002

Aus dem Spanischen von Sybille Martin

Genre: Krimi

Plötzlich spürte ich einen Schlag im Rücken und stürzte in einen Ligusterstrauch. Verwirrt drehte ich mich um und sah eine blasse Takako ohne Handtasche nach Luft schnappen. Ahmid und ein anderer Junge mit schwarzem Kraushaar rannten, als wären sie Mitglieder des Opus Dei auf der Flucht vor Sex. Instinktiv rappelte ich mich auf und lief ihnen nach. Als ich zwanzig Meter geschafft hatte, hatten sie schon vierzig Meter Vorsprung, und ich verfluchte meine Raucherlunge. Das Seitenstechen holte mich in die Realität zurück: Es war lächerlich, in meinem Alter zwei knapp zwanzigjährige Jungs einholen zu wollen. In meiner Hilflosigkeit rief ich mit lächerlicher Flöten-

> stimme: „Haltet die Diebe!“, was einem jungen Mädchen, das auf einer Bank Zeitung las, ein Grinsen entlockte. (S. 6f)

Der Wirtschaftsjournalist Julio Gálvez arbeitet für eine Zeitung in Barcelona. Gegenwärtig hält er sich in Madrid auf, weil er einer japanischen Kollegin namens Takako Mishima das Thyssen Museum zeigen soll.

Doch dann wird Takako von zwei marokkanischen jungen Männern überfallen und ihrer Tasche beraubt. Die Polizei kann in solchen Fällen normalerweise nicht viel machen, aber zufällig wird einer der Diebe, Ahmid mit Namen, wegen eines anderen Delikts verhaftet, und Takako erkennt ihn wieder.

Takako ist verzweifelt, denn sie sollte über den Börsengang der spanischen Technologiefirma „Matador“ berichten, und nun sind Takakos illegal beschaffte Dokumente über die Firma verschwunden. Ahmid hat die Unterlagen nicht, erklärt er Takako und Julio, denn er hat die Tasche sofort weitergegeben, und sein Auftraggeber ist mit den

darin befindlichen Schlüsseln in Takakos Wohnung eingedrungen.

Julio macht bei der polizeilichen Identifizierung von Ahmid falsche Angaben, damit der Dieb freigelassen wird, denn dieser hat versprochen, gegen Geld und einen Pass die Unterlagen wiederzubeschaffen.

Gálvez stößt an Grenzen beschäftigt sich mit Diebstahl im Kleinen und Betrug im Großen; vor allem aber thematisiert er die Lage der immer zahlreicher werdenden, keine Arbeit findenden Marokkaner in Spanien. Dabei verbindet er seine Bemühungen, die Leser aufzuklären, mit einer unterhaltsamen Handlung.

DER
STILLE ZEUGE
Christiane Höhmann
Kriminalroman
grafit

Christiane Höhmann []
Anne Schall 3: Der stille Zeuge
Grafit 479 (TB 250 S./€ 11,00)
Dortmund 2016
Genre: Krimi

Sie hatten ihm ein Riesenpflaster auf den Hals geklebt. So ein braunes Klebeding, das man nicht wieder abkriegt. Trotzdem wollten sie ihn nicht weglassen. Noch mehr Untersuchungen. Zur Sicherheit. Er schüttelte nur den Kopf, weil -er war okay, voll in Ordnung. Es blutete nicht mehr. Und er musste noch wohin. Schnell. Keine Zeit zu verlieren.

Dann kam endlich Opa. Mats atmete auf. Der alte Mann war okay, auch wenn er heute müde aussah und ein Gesicht hatte wie ein Stein. Ein alter Stein. Sein Mund ein Strich von rechts nach links. Oder von links nach rechts, je nachdem, wie man guckte. Wenn er lächelte, wurden seine Augen dunkel und warm. Mats kannte ihn noch nicht lange. Aber Opa war cool. (S. 12)

Selina Karsten aus Vlotho soll einen Autounfall verursacht, dann mit einem Messer auf ihren kleinen Sohn Mats eingestochen und schließlich die Flucht ergriffen haben. Gegenwärtig befindet sie sich in der Psychiatrie und kann nicht befragt werden; Mats wiederum, der von seinem Großvater Paul Yilmaz aufgenommen wurde, ist seit dem Unfall verstummt.

Hier befinden sich Mats und sein Großvater auf dem Polizeirevier in Bielefeld, wo Mats eine Aussage machen soll.

Sofort setzten sich die Polizisten nebeneinander hinter den Schreibtisch und jemand schloss die Tür. Dann fingen sie an mit ihren Fragen.

„Was ist passiert?“

Mats:

„Ihr hattet einen Unfall, daran erinnerst du dich doch, oder?“

Mats:

„Er hat geschlafen, als der Unfall passiert ist“, sagte Opa.

„Er weiß nichts.“

Der erste Polizist, sehr geduldig: „Ihr seid in Vlotho-West auf die Autobahn

gefahren. Richtung Bielefeld. Deine Mutter und du. Stimmt's?“ Er fing an, auf den Tisch zu trommeln.

Mats schaute seinen Fingern zu. Sein eigener Blick war leer, das wusste er. Er hatte diesen Blick geübt. So einen brauchte man. Er stellte sich ein Gehirnödem vor, das ihm die Augen hinausdrückte. Als niemand etwas sagte, ließ er den Kopf sinken und starrte auf den Fußboden.

„Plötzlich gab es einen Riesenknall. Dann ist deine Mutter mit dem Messer auf dich losgegangen und hat …“ Die Hand des Polizisten fuhr an seinen Hals über dem Kragen.

Mats hob den Kopf und starrte den Mann an.

„Nicht mit einem Messer?“, fragte der Polizist.

Das glaubt man nicht! Der da erzählte was Falsches, damit man ihm sagte, was richtig war. Wie es stimmte. Mats schüttelte verzweifelt den Kopf.

Der Typ hörte aber nicht auf. „Erzählst du uns bitte, was passiert ist?“

Vergiss es. (S. 25)

Mats könnte sich vielleicht durch Gesten verständlich machen, aber er will nicht, da er den Polizisten nicht vertraut.

Mats knipste das Licht an.

Er lag da. Am Ende der Spur. Er stank. Dreckige Sachen, eine halb heruntergerutschte Hose, man sah die graue Unterhose. Mats spürte die Faust in seinem Bauch. Seine Knie wollten nachgeben. Er knallte die Hand auf den Lichtschalter.

Er wollte nicht hier sein. Aber er war es. Und der auch. Wieder knipste er das Licht an. Wieder fiel sein Blick auf die graue Unterhose. Ein Stück graue Unterhose. In Hohenfelde wurden keine Weißmacher benutzt. Die Unterwäsche der Bewohner war nur einmal weiß, dann grau. Ein ehemals Klauer Pulli. Darunter nacktes Fleisch. Mats hielt sich die Nase zu Am liebsten hätte er die Hand über die Augen gelegt.

Das da, das, was da lag, war Vati. Auf dem Bauch, schmutzig blutig, er rührte sich nicht. Eine dunkle Stelle am Kopf.

Ein Arm halb auf dem Rücken. Die Hand. Mats blieb stehen.

Lange.

Dann ergab er sich. Er atmete durch den offenen Mund und setzte sich in Bewegung, in den Raum hinein. Neben Vati plumpste er auf den Boden. (S. 28f)

Manchmal schleicht sich Mats in das Elternhaus, wo sein Vater im Keller liegt, offenbar tot. Benjamin Karsten gehört einer strengen religiösen Sekte an, den Lichtjüngern, und hat Frau und Kind so lange unter Druck gesetzt, bis sie das Weite gesucht haben.

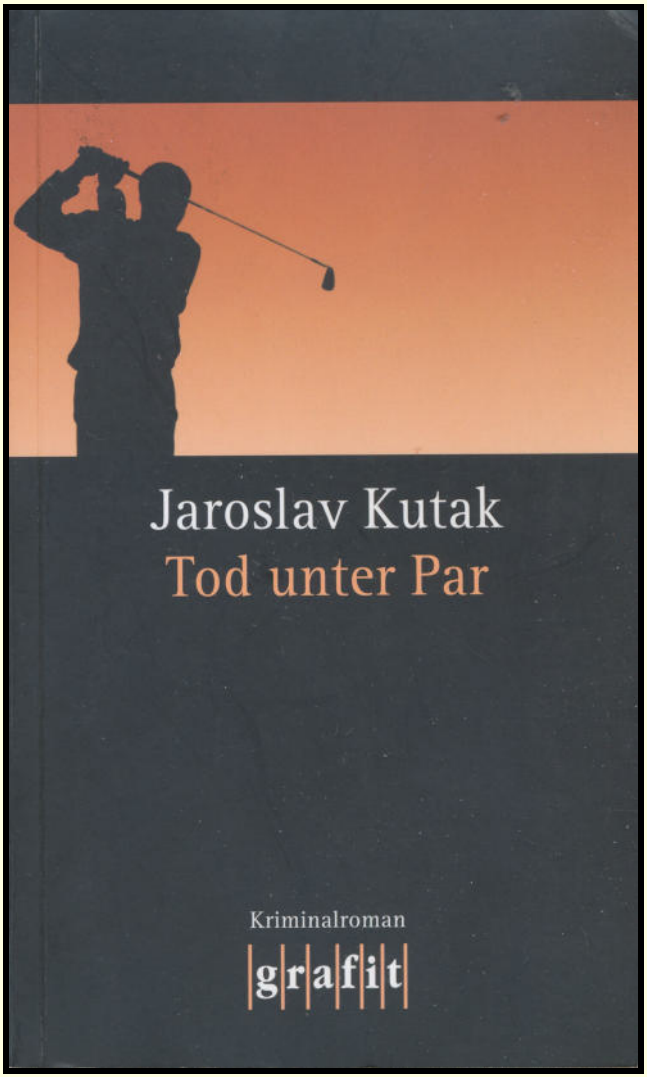
„Wasser“, murmelte Vati und einen Moment lang öffnete er die Augen und sah Mats an. Ach du heilige Scheiße! Nein, nein, nein! Fast hätte sich Mats vollgepinkelt, es war schon ein bisschen feucht in seiner Unterhose.

Er sprang auf, knallte die Tür hinter sich zu, dass es schepperte, und rannte wie der Blitz die Treppe hinauf. Schnell durch den Garten. Ein Zweig verkratzte sein Gesicht. Fuck, fuck, fuck! (S. 33)

Plötzlich gibt der Vater ein Lebenszeichen von sich. Mats ist zu Tode erschrocken, bringt ihm aber schließlich etwas zu Trinken. Hilfe will er nicht holen, weil er weiß, dass der Vater aus religiösen Gründen jede ärztliche Behandlung ablehnt.

Zum Glück gibt es noch Anne Schall, eine Kriminalkommissarin im Ruhestand, der es schließlich gelingt, Mats Vertrauen zu gewinnen.

Der stille Zeuge ist ein eindringlicher psychologischer Krimi um einen überaus rätselhaften Fall.


Jaroslav Kutak
Tod unter Par
Kriminalroman
grafit

Jaroslav Kutak [1956–]

Karel Schwarz 5: Tod unter Par
***(Zločin na golfu,* 2005)**
Grafit 559 (TB 188 S./€ 8,50)
Dortmund 2008
Aus dem Tschechischen von Jaroslav Kutak
Genre: Krimi

> Karel war von der Golfkrankheit befallen. Wie die meisten Menschen hatte er Golf zuerst verachtet, es für eine Beschäftigung der Reichen und nicht einmal für eine richtige Sportart gehalten. Doch dann hatte er sich in das Spiel verliebt. Zum Glück verschlang es auch längst nicht so viel Geld, wie er befürchtet hatte. Er liebte es mehr als Marie. (S. 8)

Karel Schwarz ist Privatdetektiv von Beruf und betätigt sich in seiner Freizeit als leidenschaftlicher Golfspieler mit einem Handicap von 12,8. Dass seine geliebte Sekretärin Marie gerade im Ausland weilt, nutzt Karel, um Urlaub auf dem Golfresort von Bechyně zu machen.

Auf dem Goldplatz trifft Karel unerwarteterweise seinen nervigen alten Bekannten Pavel Kohner, der immerzu jammert und wütet, weil er von seinen Geschäftspartnern betrogen und von seiner Geliebten verlassen worden sei.

> Die Zwei war eine schwierige und lange Bahn mit zwei Bäumen in der Mitte des Fairways. Mit dem zweiten Schlag galt es, einen Bach zu überqueren, das Grün war klein und unter einer weiteren Baumgruppe platziert.
>
> Karel holte aus und schlug ab. Er spürte, dass mm wieder ein guter Schlag gelungen war, und sein Herz hüpfte vor Freude. Der Knall, den er im nächsten Moment hörte, klang wie der Aufprall eines Balls gegen einen trockenen Ast. Rasch vergewisserte sich Karel, dass sein Ball auf der gewünschten Bahn hoch durch die Luft flog.
>
> Stolz schaute er sich nach Pavel um und schlagartig verwandelte sich seine Freude in Besorgnis: Sein Spielpartner lag reglos auf dem Fairway. (S. 25)

Karel hört einen Knall, und schon liegt Pavel mit einem Kopfschuss auf dem Boden. Er ist noch nicht tot, sondern wird ins Krankenhaus gebracht, wo er um sein Leben ringt.

Karel lässt Urlaub Urlaub sein, weil er von dem Ehrgeiz gepackt wird, den Tod seines Bekannten aufzuklären. Unter anderem befragt er Pavels ehemaligen Mitgesellschafter und jetzigen Alleininhaber einer lukrativen Bauholzfirma, Velemir Bock. Pavel habe sich auf riskante Geschäfte eingelassen, erfährt Karel, und hohe Schulden aufgehäuft. Diese habe Velemir beglichen und dafür Karels Anteile an der Firma erhalten – die offenbar sehr viel mehr wert waren als die Schulen, was den Frust Pavels erklärt, mutmaßt Karel. Mit Schuld sei auch die teure Nutte, die sich Pavel, Ehemann und Vater von vier Kindern, geleistet habe, erklärt Velemir.

> „Als er wegen der Nutte psychisch am Abgrund stand, beging er eine Riesendummheit. Ohne jemandem davon zu erzählen, pumpte er sich ein paar Millionen und investierte sie in ein dubioses

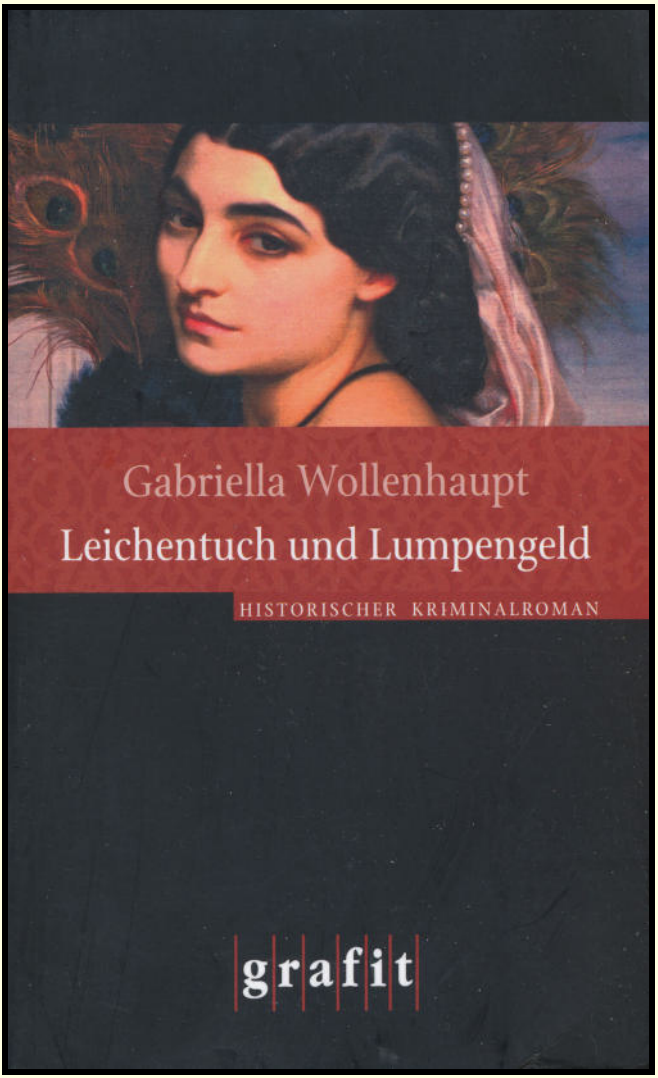
Geschäft, das ihm über Nacht fünfzig Prozent Gewinn bringen sollte. Meiner Meinung nach wollte er die Nutte beeindrucken, ihr ein Haus und ein Auto kaufen oder was weiß ich."

„Fünfzig Prozent Gewinn über Nacht?"

„Ja, so ein Schwachsinn. Natürlich hat er die Millionen alle verloren. Auf einen Schlag. Dann musste er mir seinen Anteil überlassen und ich bezahlte die Schulden, damit seine Gläubiger ihn nicht umbrachten." (S. 39)

Die große Frage ist jetzt: Warum wurde der völlig verarmte, aber schuldenfreie Karel trotzdem ermordet?

Tod unter Par ist die ideale Lektüre für Leser, die sowohl Golf als auch Krimis schätzen. Jaroslav Kutak wurde für seine Karel-Schwarz-Kurzgeschichten mit dem Jiří-Marek-Preis des Jahres 2000 ausgezeichnet.


Gabriella Wollenhaupt
Leichentuch und Lumpengeld
HISTORISCHER KRIMINALROMAN
grafit

*Wollenhaupt, Gabriella: Leichentuch und Lumpengeld

Gabriella Wollenhaupt [1952–]
Leichentuch und Lumpengeld
Grafit 607 (TB 378 S./€ 11,00)
Dortmund 2008
Genre: Historischer Roman

Heute ist Sonntag. Oft sitzt er auch an Schultagen hier. Oder er geht in die Fabrik, um Lohn. Schule ist langweilig. Vergeudete Zeit. Jeder weiß, dass Weberkinder mit der Schule nichts anfangen können. Bücher und das, was in ihnen geschrieben steht, machen nicht satt. Fische schon.

Er wartet. Ein leichter Wind kommt auf. Das Stockentenpaar gibt sich dem Windstrom hin und folgt der Kurve des Morgen.

Der Junge sieht den Vögeln nach. Er wartet auf die Barben. Aber die richtigen Braten fliegen in den Himmel.

Vom Fluss weht ein Geruch ans Ufer. Der Junge kräuselt die Nase und denkt an eine ertrunkene Kuh.

> Der schwarze Koloss bleibt in den Maschen des Netzes hängen. Das Kind läuft los, packt einen Ast, kehrt zum Ufer zurück, zieht das Treibgut heran. Es dreht sich um die eigene Achse. Der Junge schreit. (S. 11f)

Wir befinden uns in der kleinen Stadt Morgenthal, Preußen, im Jahr 1845. Hier gibt es eine Tuchwarenfabrik im Besitz von Emil Hartmann, in der die örtlichen Weber an Power Looms Futterstoffe herstellen.

Der kleine Max versucht an dem Fluss Morgen, der der Stadt den Namen gibt, Fische zu fangen, um das kärgliche Essen der Weberfamilie Roth aufzubessern, als er einen ganz besonderen Fang in seinem Netz macht.

Nebenher lernen wir auch die Familie Grünblatt kennen. Vater Ruben verfügt über größere Geldmittel, die es ihm ermöglichen, seinem Hobby als Komponist und Dirigent eines von ihm bezahlten Amateurorchesters nachzugehen. Mutter Marlene, zwar gutmeinend, aber eitel und von schlichtem Gemüt, fühlt sich trotz mangelnden Verständnisses als Kunstmäzen

und gibt Soirées für die örtliche bessere Gesellschaft. Die Tochter Rachel, rebellisch und selbstbewusst, ist bereits achtundzwanzig und zum Kummer der Mutter noch immer unverheiratet.

Maxens Eltern haben den Gendarm Hans Kürten geholt, der sich die Leiche besieht und aufgrund ihrer übermäßigen Körperfülle als den Inhaber der Fabrik identifiziert.

> Der Mann hat kein Gesicht mehr. Der Gendarm erkennt ihn trotzdem – an seiner Leibesfülle. So fett wie Emil Hartenau ist niemand sonst in Morgenthal. Der Tote trägt eine dunkelviolette Seidenweste. Gehrock und Schuhe fehlen. (S. 14)

Kürten weiß, wie sehr man den Fabrikbesitzer in Morgenthal verabscheute, der seine Weber nicht nur rücksichtslos ausbeutete und hungern ließ, sondern auch die Frauen und Mädchen unter den Arbeiterinnen missbrauchte.

> Der Name Hartenau ist verhasst in Morgenthal. Emil Hartenau war ein rück-

> sichtsloser Machtmensch. Seine Weber waren ihm auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Und es gibt Gerüchte. Der Fabrikant hat dem Vorstand eines vaterländischen Vereins angehört, der sich nach den monatlichen Sitzungen in gewissen Häusern in der Nachbarstadt zu vergnügen pflegt. Manche der Herren bleiben zuweilen länger. (S. 15)

In der Westentasche des Toten findet Kürten einen Zettel.

> Schnell überfliegt Kürten die Texte auf der Seite und bleibt an einem hängen, der die Überschrift *Das Lied vom Hasse* trägt.
>
> Nicht alles ist mehr lesbar, doch immerhin dies:
>
> *Und wo es noch Tyrannen gibt, die lasst uns keck erfassen. Wir haben lang genug geliebt und wollen endlich hassen.* (S. 16)

Es handelt sich, wie es sich später herausstellt, um ein Werk des revolutionären Dichters Georg Herwegh. 1845 ist nämlich eine Zeit, in der es allerorten gärt: Die Men-

schen verlangen nicht nur gerechten Lohn, sondern auch politische Mitsprache, eine Einstellung, die nicht nur in Preußen vom Staat energisch bekämpft wird. Der blutig niedergeschlagene Weberaufstand in Schlesien liegt erst ein Jahr zurück.

Die Leiche wird von zwei Hilfspolizisten geborgen.

> Der Doktor hebt Hartenaus Extremitäten an. Plötzlich hat er einen Unterarm in der Hand. Kürten würgt.
>
> „Wird er sich wohl zusammenreißen!“, blafft der Arzt. (S. 17)

Der örtliche Arzt, Doktor Heinz Wiesner, muss die Leiche untersuchen. Er hat ein schroffes und zynisches Auftreten, ist aber in Wirklichkeit ein hilfsbereiter Mensch.

Die Leichenöffnung ist allerdings keine Sache für sensible Gemüter.

> Kürten hört, wie die Schere durch die Kleidung fährt. Er wagt einen Blick. Der mächtige Bauch des Fabrikbesitzers liegt wie eine riesige helle Blase auf dem Tisch, die anderthalb Arme hängen

seitlich herab. Auf dem Leib des Toten sind schwarze Flecken erkennbar.

„Dann wollen wir mal!“ Doktor Wiesner hat weiche Lederhandschuhe übergestreift und bewegt alle zehn Finger auf einmal.

„Erst mal die üblichen Lockerungsübungen“, erklärt der Arzt. „Und jetzt hält er sich am besten die Nase zu.“

Kürten beeilt sich, dem Rat des Doktors zu folgen, und kneift seine Nase zu. Wiesner nimmt eine lange Nadel und stößt sie in den Unterleib der Leiche. Ein deutliches Zischen ist zu hören. Der Ballon auf dem Tisch sinkt ein wenig in sich zusammen. Wiesner tritt zurück. (S. 20)

Der Tote hat eine Schussverletzung am Kopf, woraus folgt, dass er nicht betrunken in den Fluss gefallen ist, sondern ermordet wurde.

Bei den Grünblatts trifft Rachels lebenslustiger Cousin Elias Leclerc ein, der sich in Paris mit aufrührerischer Tätigkeit unbeliebt gemacht hat.

Emil Hartenau hinterlässt eine junge Witwe, Lilly, die froh ist, ihren Gatten nicht mehr sehen zu müssen, und einen Sohn aus erster Ehe, Emil, der nicht weniger unausstehlich ist wie sein Vater, weshalb sich die Beiden auch nicht vertragen haben.

Der Gendarm sendet ein Telegramm nach Berlin, um Hilfe von der Politischen Polizei anzufordern, da nicht auszuschließen ist, dass ein Weber hinter dem Anschlag steckt. Unterdessen stellt der Arzt fest, dass der Tote an einer Geschlechtskrankheit litt, was der Witwe noch einen Grund mehr gibt, dankbar dafür zu sein, dass sich ihr Gatte an Huren und Weberinnen hielt.

Es trifft ein Justus von Kleist, Angehöriger der politischen Polizei, ein wenig steif, sehr korrekt, etwas arrogant.

Zu Lilly Hartenaus Entsetzen stellt sich heraus, dass sie nur das Haus und ein wenig Vermögen geerbt hat – alle Wertsachen und Gelder hat sie vorsorglich schon beiseite geschafft, während der eigentlich vom Vater ungeliebte Sohn Emil die Fabrik bekommt. Der Erbe stellt sich als wahrer Satan heraus, der jede Möglichkeit nutzt, die

Weber noch stärker auszubeuten als sein Vater. Überraschenderweise wird im Testament auch die Prostituierte Josefine Roth bedacht, die ältere Schwester von Max, dem Finder der Leiche.

Und das ist erst der Anfang einer überaus dramatischen Handlung.

Leichentuch und Lumpengeld glänzt als furioser historischer Roman in mehrfacher Hinsicht. Da ist einmal die realistische Ebene mit dem erbarmungswürdigen Elend der Weber, der Ruchlosigkeit der Ausbeuter und dem Freiheitswillen der Revolutionäre. Hinzu kommen die Figuren, die einer leichten Komödie entsprungen sein könnten, voller Witz und Ironie. Das Maß voll macht eine Handlung, die jedem Kolportageroman des neunzehnten Jahrhunderts zur Ehre gereicht hätte, mit Verzweiflung und Hoffnung, Not und Rettung, Liebesleid und Liebesglück.

Vollendet wird das Kunstwerk allerdings erst durch Gabriella Wollenhaupts glänzenden Stil, der knapp, aufs äußerste verdichtet und sehr pointiert daherkommt. Zwei Zitate sollen das nochmals illustrieren. Im ersten muss die Witwe den Verbli-

chenen auf dem Obduktionstisch besichtigen.

> Die Witwe drückt sich ein Tuch unter die Nase. Ihren Gatten hat sie nie gern gerochen. Oft hat er nach Schweiß, Bier, Schnaps und dem billigen Parfüm der leichten Mädchen gestunken. Doch das hier ist entschieden zu viel. (S. 30)

Im zweiten Zitat äußerst sich Heinrich Graf von Überall, Offizier im Ruhestand und Mitglied im reaktionären Vaterländischen Verein, hinsichtlich der moralischen Hochstellung Hartenaus.

> „Hartenau war schon ein harter Hund“, bestätigt von Überall. „Der ließ sich nicht vom Pöbel einschüchtern. Der hat draufgeschlagen, bis das Blut spritzte. Das nenne ich aufrechtes preußisches Heldentum.“ (S. 62f)

Lars Dangel
(Hrsg.)
Montezuma

*Dangel, Lars: Montezuma

Lars Dangel, Hrsg. []
Montezuma. Seltsame und phantastische Erzählungen aus der Zeit von 1836 bis 1948. Illustriert von Heiko Schulze
Dunkelgestirn (HC 412 S./€ xx)
Neustadt in Sachen 2021
Genre: Phantastik

> Ich war als junger Maler von Sizilien gekommen und wanderte nun durch das heiße Süditalien, um langsam und mühevoll wieder meine Heimat zu erreichen. Der Brand des Tages hatte meine Glieder erschöpft. Als der Abend kam, war ich weitab von menschlichen Wohnungen und da zudem meine gesamte Barschaft knapp zwei Lire betrug, beschloss ich in einem nahen Olivenhain zu nächtigen. Schon wollte ich seitwärts über die ausgedörrten Felder gehen, da sah ich in der Dämmerung zwei blendend helle Lichteraugen auf mich zukommen. Ein weißes Auto, in eine wirbelnde Staubwolke gehüllt, kam in rasender Fahrt die Landstraße daher.

> Merkwürdigerweise stoppte der Wagen ab, und als er dicht bei mir war, sah ich wie der Fahrer und einzige Insasse die Handbremse zog und den Wagen zum Stehen brachte. (S. 33, Roland Betsch, „Abenteuer im Süden“, 1931)

Ein namenloser Icherzähler, Maler von Beruf, der durch Süditalien wandert, wird von einem Automobil mitgenommen, dessen Fahrer ein schier unwahrscheinlicher Weise rast.

> Nie habe ich einen Menschen so fahren sehen! Er fraß sich wie ein Geschoss in die Dunkelheit; er würgte die Straßen ab. Niemals habe ich erlebt, dass ein Mensch so fuhr! Er ging mit vollem Gas in die Kurven, hing fast lässig zurückgelehnt am Steuer und hatte, den Blick nach vorn gerichtet, etwas dämonisch Besessenes. Unbegreiflich, dass ein Mensch bei dieser Geschwindigkeit seine Nerven, seine fast erstarrte Ruhe behalten konnte. Ich wagte nicht zu reden, ich saß steif, mit starren Augen in das graue Band der Straße stierend, das

> unaufhörlich strichartig sausend vom Wagen verschluckt wurde. (S. 34)

Der Wagen hält vor einem alten Schloss, wo ein Gastmahl stattfindet; im Anschluss daran musiziert der Schossherr mit drei Standesgenossen. Während der Darbietung lässt sich zur Überraschung des Erzählers eine riesige Kreuzspinne von der Decke herab.

Danach begibt sich der Erzähler auf das ihm zugewiesene Zimmer zur Nacht.

> Da glaubte ich hinter mir ein Geräusch zu hören, das mich leise erschreckte. Ich schaute mich um und sah tief erstaunt und von Bangnis angeweht, wie der eine große Spiegel sich plötzlich wie eine Geheimtüre lautlos öffnete und eine Gestalt langsam zu mir ins Zimmer trat. Es war eine junge Frau von blühender Schönheit, aber, wie mir schien, keine Italienerin, sondern mehr der germanischen Rasse entstammend. Sie legte im Näherschreiten, mich an Stillschweigen und Verschwiegenheit mahnend, zwei Finger auf den Mund und trat dann zögernd auf mich zu. Ich war so bestürzt

> von ihrem Erscheinen und so geblendet von ihrer Lieblichkeit, dass ich kein Wort über die Lippen brachte. (S. 36)

Ein großer Wandspiegel schwenkt zur Seite, und heraus tritt eine wunderschöne junge Frau, die den Maler umarmt und danach wieder verschwindet.

Dieser geheimnisvolle Vorgang wiederholt sich bis zum vierten Abend, als der Gastgeber die Kreuzspinne bemerkt und zertritt; in dieser Nacht erscheint die schöne Frau nicht.

Der Gastgeber bittet den Maler mitten im Finstern, das Schloss zu verlassen, weil seine Frau gestorben sei.

Wieder auf der Straße trifft der Maler einen alten Mann, der ihm erzählt, das Schloss wäre seit der Zeit, da der Graf und seine Gemahlin bei einem Autounfall ums Leben gekommen seien, verlassen. Auf Bitten des Malers hin erklärt sich der zögerliche Alte bereit, dem Maler das Schloss zu zeigen.

Erst auf meine wiederholten Bitten erklärte er sich bereit, mir das Innere des Schlosses zu zeigen.

Da trat ich denn staunend durch die mir bekannten Räume, schritt durch das Esszimmer und kam in das angrenzende Musikzimmer, wo ich den Ledersessel sah, in dem ich gesessen hatte. In der Ecke lehnte ein Cello an der Wand. Ich kam auch mit klopfendem Herzen in den Raum, wo ich geschlafen hatte. Mein erster Blick fiel auf die beiden großen Spiegel. Aber es waren keine Spiegel mehr, es waren prunkvolle Ölgemälde, darstellend meinen Gastgeber und jene schöne Unbekannte, die unter dem Mantel tiefer Nächte zu mir gekommen war und die ich für flüchtende Sekunden in den Armen gehalten hatte. Der Verwalter sah meine Bestürzung und wiegte lächelnd den Kopf.

„Es hat eine sonderbare Bewandtnis“, sprach er flüsternd, auf die Bilder deutend, „eine sonderbare Bewandtnis hat es mit dem Tod dieser beiden. Eifersucht … eine Sonderlingslaune. Krank-

> hafte Ideen …! Der Tod soll … nicht … ganz freiwillig gewesen sein!“
>
> Eine Stunde später wanderte ich die glühende Landstraße entlang, immerfort grübelnd und nach Erkenntnis suchend. Ich fand keine Erklärung für mein Abenteuer. (S. 41)

Der Maler erkennt das Schloss wieder, in dem er beherbergt wurde, aber statt zweier Spiegel hängen in seinem Zimmer zwei Gemälde, die den Grafen und die Schöne darstellen. Der Alte erwähnt, man munkle, der Graf habe den Autounfall absichtlich herbeigeführt, um seine Frau zu töten.

„Abenteuer im Süden“, erstmals unter dem Titel „Die Kreuzspinne“ erschienen, ist eine klassische Gespenstergeschichte mit stimmungsvoller Szenerie. Die Geister scheinen wohl dazu verdammt, die Untreue der Ehefrau und ihre Ermordung durch den Gatten nachzuspielen.

> War je Leonardo da Vincis Wort, dass große Hässlichkeit ebenso selten sei, wie große Schönheit, in einem Menschen zur Wirklichkeit geworden, so bei

> Mr. Henry Morton. An dem war alles selten unförmig: Ein mächtiger Schädel mit weit ausladender, flacher Stirn, tiefliegende, ewig halb geschlossene Augen, die Nase eine einzige Kugel und eine vorgeschobene, aufwärtsstrebende Kinnlade. Bei alledem war er von nur mittelgroßer Gestalt. Und die Frau dieses Mannes? Nun, Gegensätze ziehen sich an: Klein, zierlich – fast ätherisch – wundervolles, rotes Haar – und etwas Sphinxartiges. Das waren so ihre hauptsächlichen Charakteristika. (S. 255, Erich Anzelewsky: „Mr. Morton“, 1918)

Der ungewöhnlich unförmige Mr. Henry Morton ist mit der zarten Mary verheiratet. Doch die Ehe ist nicht glücklich, denn man hört die Beiden immer wieder lautstark streiten.

> Mr. Henry hatte nach jedem dieser Kämpfe den furchtbarsten für sich zu bestehen. Da er stets Angreifer war – einfach, weil er die ihn zermalmende Last nicht ertrug – so musste dieses Aufbrausen seiner Persönlichkeit, durch

> den passiven Widerstand der Frau zerbrochen, seine Niederlage zu einer vollkommenen Zerschmetterung machen, die auszugleichen oft seine ganze riesige Willenskraft nicht ausreichte. Und Stück für Stück seiner Kraft musste er lassen, ohne los zu können von Mary, weil er wohl über sie hinweg, aber sie nicht umgehen konnte. Und auch sein wilder Instinkt fand keinen Ausweg – fand keinen. (S. 256)

Bei diesem seltsamen Duell des Willens scheint der Hausherr stets zu unterliegen.

Doch dann stirbt Mr. Morton – an einem Gehirnschlag, wie der Arzt diagnostiziert.

> Einige Stunden, nachdem sie ihn vom Leben geschieden fand, erhält Mrs. Morton einen Brief ihres Mannes, den er wohl kurze Zeit, bevor er den Entschluss fasste, auf diese Weise die Not zu endigen – geschrieben und zur Post gebracht haben musste. Und das Schreiben ist die erste Bestätigung ihrer Angst; er fordert von ihr, dass sie, nachdem ein Arzt seinen Tod festge-

> stellt habe, seinen Kopf vom Rumpf abtrennen solle und dann konservieren. Lange sträubt sie sich gegen den ungeheuerlichen Auftrag -ja, sie versucht jemand anderes dafür zu gewinnen, aber keiner tut's. So muss sie selbst Hand anlegen und alles nach seinen genauen Angaben vollbringen. Weniger die Tat selbst ist es, was Mary so martert, als das Bewusstsein, nun doch ganz nach seinem Willen gehandelt zu haben – von dem sie sich nun überall und ständig umgeben fühlt. (S. 257)

Dem Testament liegt ein Brief des Gatten bei, wonach Mrs. Morton ihm den Kopf abzuschneiden und in einen verborgenen Nebenraum des Laboratoriums zu bringen habe. Dort bietet sich Mrs. Morton ein eigenartiger Anblick.

> Da steht in der Mitte auf dem Tisch – ein Mädchenkopf; schwarze Locken ringeln um die Schläfen. Sie blickt Mary an, so weich, so … Und dort noch einer: braunes, langes Haar fällt auf die Tischplatte. Auch die Dritte, Blonde, blickt sie

> so verwandt an; dieser Blick lässt es in ihrer Brust erklingen: Nichts als Hingebung! (S. 261)

Drei erstaunlich gut konservierte Frauenköpfe blicken hingebungsvoll auf den Neuankömmling.

> Krachend fällt der schwere Glasklotz auf den Boden. Marys trunkene Lippen suchen den Mund, nach dem sie so oft gedürstet, dessen lebender Hauch sie jedoch mit Angst erfüllt hatte. Jetzt nahm er sie – trotz Grauen – und nun kam die Erlösung. Sie wusste nicht mehr, ob sie lebte oder bei ihm war. Ach, den berauschenden Trank aussaugen dürfen – ohne Ende – ohne Ende! Sie presst den Kopf an sich, wie wilder Mohnsaft dringt es von seinen Lippen in sie ein und peitscht die Unersättlichkeit über die Grenze des Menschlichen hinaus – dem Wahnsinn entgegen. (S. 261)

Mrs. Morton lässt den Glassturz mit dem Kopf ihres Mannes fallen, nimmt den Kopf und presst ihn ekstatisch an ihre Lippen.

Später kommt der Notar ins Haus, sucht vergeblich nach der Witwe und findet sie schließlich im geheimen Raum.

> Mary liegt auf der Erde, ihres Mannes Haupt in den Armen; ihr eigener Kopf mit gewaltiger Kraft losgetrennt. Sein Messer … auf dem Tisch lag es, als sie eintrat – das Werkzeug. Auch auf ihrem Gesicht der Ausdruck ersterbender Hingebung. Über die ganze Szene liegt dieser Hauch des lebenschaffenden und des lebenvernichtenden Königs, aber zu Larve erstarrt, zur grässlichen Fratze. (S. 263)

Mrs. Mortons Kopf ist abgetrennt, zeigt aber denselben hingebungsvollen Ausdruck wie die anderen drei Frauenköpfe.

In Mr. Mortons Tagebuch findet der Notar eine Erklärung für die fürchterliche Entdeckung.

> Ich bin mit Mary nach Richtown gezogen; vom Fluidum der anderen erhoffe ich Stärkung, aber meine Macht reicht nicht hin, ihr das Fürchten aus der Brust

zu reißen – oder die Sehnsucht, ihr Ahnen ersticken zu lassen.

Ich glaube, das ist das Ende!

Ja, könnte … könnte ich sie umgehen … aber ein Weib trotzt mir in ihr …

Noch länger als zwei Jahre warten, ohne sie zwingen zu können? Vielleicht…?!

So oft ich Mary versucht habe, immer das Wort von ihren Lippen: „Wenn du mich liebst – tilge dich selbst!“ Ich tilge mich, bis auf ein Geringes, das wird sie nicht bekämpfen können – und mir folgen! (S. 267f)

Die drei Frauen, deren Köpfe im geheimen Raum lagern, haben sich Mr. Morton freiwillig geopfert, aus unendlicher Liebe heraus. Nur Mary, die gegenwärtige Mrs. Morton, hing am Leben, so dass sich Mr. Morton gezwungen sah, sich selbst zu töten, damit Mary ihm folgte. Das hat sie auch offenbar getan, indem sie sich selbst den Kopf abschnitt, was eine erstaunliche Leistung darstellt, die nur in größter Ekstase zu vollbringen ist.

„Mr. Morton“ ist eine Horrorgeschichte ohne übernatürliche Elemente. Das Verstörende an dieser Erzählung sind die Emotionen der Figuren, die weitab vom Normalen liegen. Entweder greift in der Zeit des Weltkriegs der Todeswahnsinn ganz von selbst um sich, oder die Frauen sind allesamt der hypnotischen Kraft Mr. Mortons erlegen, die auch noch seinem Tod noch anzudauern scheint.

Montezuma ist eine überaus erstaunliche Sammlung alter deutscher seltsamer und phantastischer Erzählungen, die ohne die Arbeit des Herausgebers, der sie in einer Vielzahl von Zeitschriften ausfindig gemacht hat, längst vergessen wären. Auch das Buch selbst, ein nichtkommerzieller Privatdruck, ist längst vergriffen und fast eine ähnliche Rarität wie die Originalerzählungen.

Die Sammlung enthält folgende Titel:

Roland Betsch: Abenteuer im Süden
Willy Seidel: Der Schreck im Götafs
J. C. Kreibig: Die Todtenfliege
Anonym: Der Maelstrom
Ernst Warlitz: Sphinx
A C. Doyle: Der Ring des Thoth

Kurt Münzer: Der Spiegel
Friedrich Meister: Montezuma
Walter Küster: Eine Sekunde
László Rózsa: Der rote Adler
Hans Watzlik: Venediger Männer
Paul Lajurgue: Der verkaufte Appetit
Erich Anzelewsky: Mr. Morton
E. M. Vacano: Doctor Smallbones und seine lebendigen Leichen
Leo am Brühl: Das Rätsel der Hieroglyphe DED
Paul Hansen: Die Augen
Karl Heinrich Ulrichs: Sulitelma
W. W. Jacobs: Jerry Bundler
Hermann Dreßler: Im Banne des Grauens

WILLOW SMITH
JESS HENDEL
DIE SCHWARZE SCHILDMAID
ROMAN
HEYNE

Willow Smith & Jess Hendel
Die schwarze Schildmaid
***(Black Shield Maiden*, 2024)**
Heyne 32 236 (HC 528 S./€ 22,00)
München 2024
Aus dem Amerikanischen von Charlotte Lungstrass-Kapfer
Genre: Historische-phantastischer Roman

Das Antilopenkalb entfernt sich zu weit von seiner Mutter. Reglos hocke ich hinter einem Felsen und verfolge seine Bewegungen, während der kleine Bock das ausgedörrte Flussufer nach den letzten Büscheln Sumpfgras absucht. Meine Füße sind fest auf den Boden gepresst, meine Oberschenkelmuskeln gespannt wie Bogensehnen, ich bin zum Sprung bereit. Seit ich die kleine Herde auf ihrem Weg zum Weißen Fluss entdeckte, hat in meinem Körper kein Muskel mehr gezuckt. Durch jahrelanges Training schaffe ich es, die Anstrengung auszublenden; mein Atem geht gleichmäßig, meine Gelenke geben keinen Laut von sich. Ich verlangsame den Fluss meines

Nyama. – jener Energie, die allem innewohnt –, bis ich ebenso reglos verharre wie der Felsblock. (S. 11)

Yafeu lebt in Afrika im Jahr 817. Sie ist eine tüchtige Jägerin und wäre sicherlich auch eine ebenso gute Kriegerin, aber diesen Herzenswunsch erfüllt man ihr nicht, weil dieser Beruf Männern vorbehalten ist.

Das Dorf steht in Flammen.

Das Dach einer Nachbarhütte, die nur einen Steinwurf entfernt steht, brennt lichterloh. Das Feuer zeichnet sich grell von dem nächtlichen Himmel ab. Entsetzt beobachte ich, wie die Flammen auf die angrenzenden Hütten übergreifen. Bald werden sie auch unsere erreichen.

Aber das ist nicht das Schlimmste.

Im Schein des Feuers erkenne ich fremde Krieger mit funkelnden Schwertern – Schwerter, die drohend auf Ampahs Familie gerichtet sind.

Ampah!

Hilflos muss ich mitansehen, wie Ampah an den Haaren von ihrer Mutter

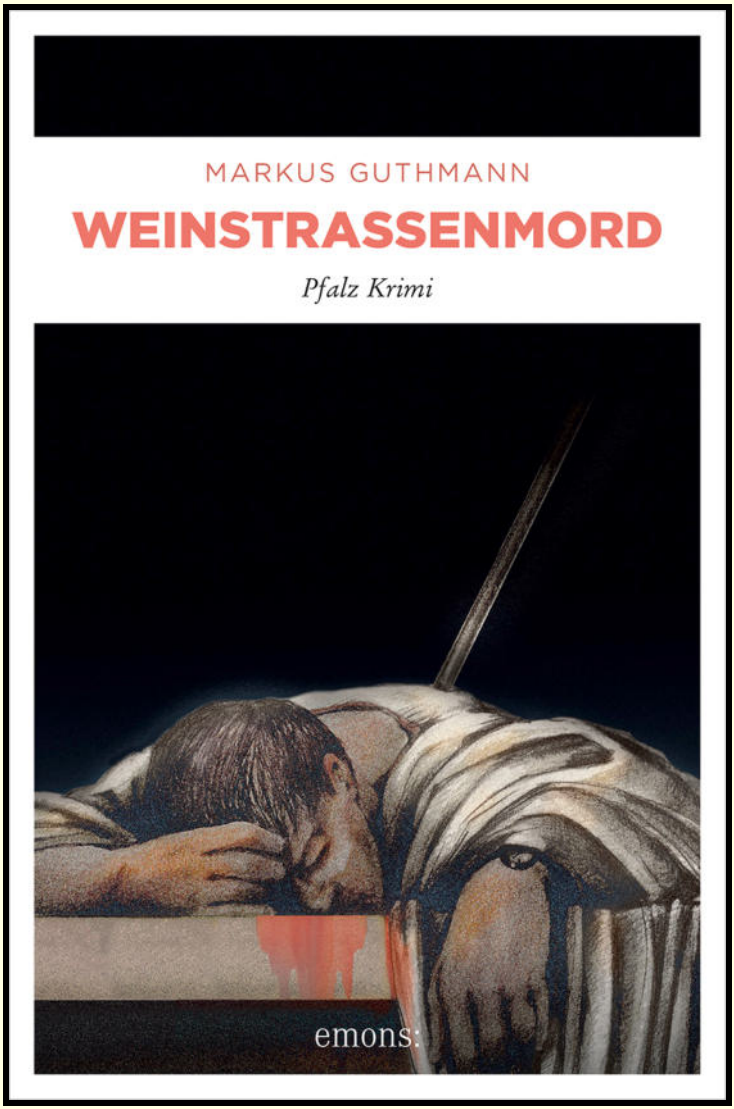
weggerissen wird. Schreiend versucht sie, nach dem Angreifer zu schlagen, der sie allerdings mühelos überwältigt und mit einem Seil an einem Kamel festbindet.

Erst jetzt nehme ich die Tiere wahr, die geduldig aufgereiht auf ihre Herren warten. Zwischen ihnen sind zitternde, weinende Menschen festgebunden, mindestens die Hälfte der Dorfbewohner.

Eine Sklavenkarawane. Das sind keine Soldaten, das sind Sklavenhändler. (S. 57f)

Yafeu fällt in die Hände von Sklavenhändlern. Doch bevor sie verkauft werden kann, wird die Stadt von Wikingern überfallen, die Yafeu in ihre Heimat verschleppen. Dort soll sie Prinzessin Freydis als Sklavin dienen, aber die beiden Frauen freunden sich an. Nachdem Yafeu ihrer Herrin das Leben gerettet hat, wird sie zu einer Schildmaid ausgebildet, womit sich ihr Lebenstraum erfüllt – was er nur der Beginn dramatischer Ereignisse ist.

Die schwarze Schildmaid ist ein abenteuerlicher historisch-phantastischer Roman, dessen Autorin Willow Smith damit ein Zeichen für Gleichberechtigung und Genderfluidität setzen will.


MARKUS GUTHMANN
WEINSTRASSENMORD
Pfalz Krimi
emons:

Markus Guthmann [1964–]
Weinstraßenmord 1: Weinstraßenmord. Pfalz Krimi
emons: (190 S./€ 9,00)
Köln 2007

„Aggredi, aggredi!“ – „Greif an, greif an!“ – „Schlag ihn tot!“ – „Stech ihn ab!“

Der Murmillo ging tatsächlich zum Angriff über. Die Menge tobte, die mit Sand bedeckte Arena bebte. Der Samnit wich zurück, und der Murmillo gewann an Boden. Der Angreifer hieb wie von Sinnen mit dem Gladius auf den Gegner ein. Dieser wagte noch einmal einen zaghaften Gegenschlag, der jedoch wirkungslos verpuffte. Wieder krachte das Eisen auf den mit Leder bespannten Schild, und wieder und wieder klirrten die Klingen. Der prächtige Helm aus Bronze blitzte in der Sonne, doch er bot nicht mehr den erforderlichen Schutz. Der Unterlegene wich nochmals zurück und geriet ins Straucheln. Der Murmillo drängte sofort nach und nutzte jede

> kleine Lücke in der Deckung des Samniten gnadenlos aus. (S. 8)

So blutig geht es zu, wenn in Bad Dürkheim in der Vorderpfalz der Römerverein Gladiatorenspiele abhält. Zum Glück kommt dabei niemand ums Leben, weil das Blut nicht echt ist.

Dann jedoch wird unerwartet Ernst aus dem Spiel.

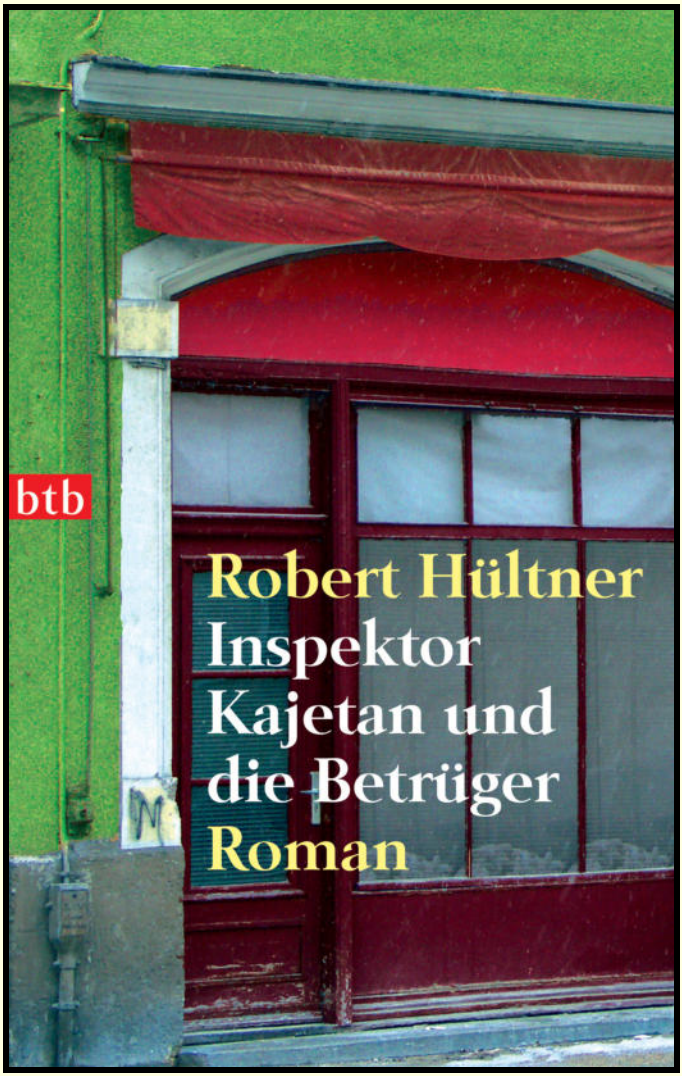
> Der Tote lag rücklings in dem oberen Becken der eintausendsechshundert Jahre alten, aus Stein gemauerten Weinkelter, in dem normalerweise der Wein mit den Füßen gepresst wurde. Der Lorbeerkranz gab ihm die Aura eines Heiligenscheines, auch wenn das angstverzerrte, aufgedunsene Gesicht dazu nicht richtig passen wollte. Die einstmals reinweiße Toga spannte sich über den fetten Leib, und genau in der Mitte der Brust steckte die ungewöhnliche Mordwaffe, die er sich erst am Vortag gemeinsam mit seinen Mädels von einem mitteilsamen Legionär hatte erklären lassen. (S. 15)

Hier liegt eine Leiche in der uralten römischen Weinkelter, mit einem wahrhaftigen römischen Pilum im Sternum. Es handelt sich um Jürgen Weidmann, Ehrenvorsitzender des Römervereins und Sparkassendirektor. Sein Einfluss beruhte auf den Geldern, die die Sparkasse dem Verein zukommen ließ, aber wirklich beliebt war Weidmann nicht: Er galt nicht nur als ungehobelter Stänkerer, sondern man sagte ihm auch pädophile Neigungen nach.

Die vernachlässigte Ehefrau gibt gegenüber Kriminalhauptkommissar Steiner und seiner Kollegin Sybille an, ihr Mann habe dubiose Geschäfte betrieben. Dabei verschweigt sie allerdings, dass sie selbst ein Verhältnis mit einem gewissen Hermann Scheller hat.

Der umtriebige Staatsanwalt Benedikt Röder glaubt, dass die Polizei ohne ihn nicht zurecht kommt und ermittelt eifrig mit in diesem mysteriösen Fall mit zahlreichen Verdächtigen.

Weinstraßenmord ist ein unterhaltsamer Krimi mit angenehmer Regionalatmosphäre.


btb
Robert Hültner
Inspektor
Kajetan und
die Betrüger
Roman

Robert Hültner
Inspektor Kajetan 4: Inspektor Kajetan und die Betrüger
btb 73 420 (TB 286 S./€ 9,00)
München 2006
Genre: Krimi

Man hatte ihn um etwas gebeten, dessen vorgebliche Bedeutung ihm nicht einleuchten wollte. Es ging dabei um einen ehemaligen Soldaten seines Regiments, der sich offenbar in eine peinliche Lage manövriert hatte und an den er sich nur schwach als einen von Unsicherheit geplagten, unangenehm beflissenen Sonderling erinnern konnte. Als er seinen Namen zum ersten Mal in einer Schlagzeile las, war er zunächst von einer zufälligen Namensgleichheit ausgegangen, bis er eines Besseren belehrt wurde. Was da über ihn geschrieben stand, hatte dem Baron nicht behagt. Der Mann schien zu gefährlichen Narreteien zu neigen. Deshalb, und auch, weil ihn das Ansinnen seiner ehemaligen Kameraden mehr als befremdete, hatte er abgelehnt, etwas für ihn zu

> tun. Zu nichtig war der Anlass, als dass er dafür seine Prinzipien zu opfern bereit gewesen wäre. (S. 9)

Freiherr Alois von Marain, ehemals stellvertretender Kommandeur des traditionsreichen Regiments Lotz, ist im Jahr 1928 nicht nur schon lange im Ruhestand, sondern hat immer noch mit Problemen zu kämpfen, die sich gerade jetzt wieder nach vorne drängen.

Er wird von zwei Personen, die er zuerst für Militärangehörige hält, in einem Automobil mitgenommen. Aber während der Fahrt ins Nirgendwo kommen dem Freiherrn Zweifel an der Identität seiner Begleiter.

> „Hab ich was Verkehrts gsagt?“ Der Kräftige tat unschuldig. „Freilich weiß ich, wer Sie sind. Aber auf der andern Seite – schauns, wer da vor ein paar Jahr noch eine eingebildete Herrschaft oder ein stellvertretender Regimentskommandeur gewesen ist, der zählt heut nicht mehr als irgendein anderer vertrottelter Privatier. Is eine Schand,

gwiss. Abers is halt die neue Zeit, net wahr?“ (S. 15)

Und nun naht das Ende des Freiherrn.

Ein Rauschen wuchs in den Ohren des Barons. Seine Panik wurde größer. Mit der Rechten tastete er verstohlen nach dem Türgriff.

„So sinds doch gscheit, Baron.“ Die Stimme des Kräftigen klang, als spreche er zu einem unvernünftigen Kind.

„Jetzt aussteigen. Könntens Ihnen ja glatt den Hals brechen.“

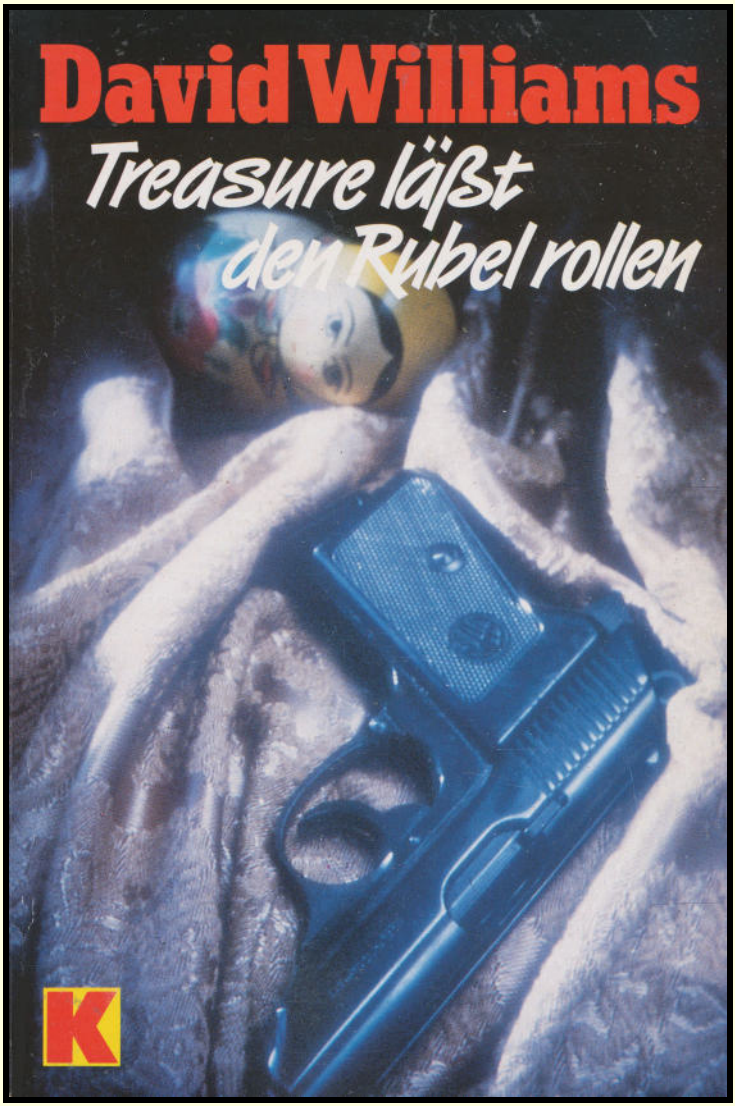
Erst jetzt bemerkte der Baron, dass die Rechte seines Mitfahrers schon seit Beginn der Fahrt in seiner Manteltasche ruhte. (S. 17)

Allem Anschein nach handelt es sich um einen Fememord, aber niemand weiß, wer dahintersteckt und welche Gründe er hat.

Da ist eine Aufgabe für den ehemaligen Inspektor Paul Kajetan, der wegen nichtiger Gründe suspendiert wurde, aber infolge überbordender Bürokratie nicht rehabili-

tiert wird und sich daher notgedrungen als Privatdetektiv betätigen muss.

Inspektor Kajetan und die Betrüger zeigt uns anschaulich Leben und Verbrechen in München gegen Ende der Weimarer Republik, als der Nationalsozialimus bereits erstarkt ist und die braunen Scharen Schrecken unter ihren Gegnern sähen.


David Williams
Treasure läßt den Rubel rollen
K

*Williams, David: Treasure läßt den Rubel rollen

David Williams [1926–2003]
Mark Treasure 10: Treasure läßt den Rubel rollen
***(Treasure in Roubles*, 1986)**
Ullstein 10 603 (TB 190 S./DM 8,80)
Frankfurt/M Berlin 1989
Aus dem Englischen von C. P. Hofmann
Genre: Krimi

Molly Treasure wandte ihren Blick von der geräucherten Forelle auf ihrem Teller ab und widmete sich verwundert und nachdenklich der Betrachtung der Winterlandschaft vor dem Küchenfenster. Bedächtig atmete sie tief durch ihre gebogene Nase ein; ihre Nasenflügel blähten sich; ihr Kinn schob sich vor; sie hob die Augenbrauen und runzelte die Stirn.

„Ich fühle mich einfach verantwortlich. Für ihre Reise nach Rußland überhaupt. Für alle dreizehn“, sagte sie mit besorgtem Unterton.

„Sie werden doch nicht ins Verderben geschickt, oder?“ erkundigte sich Mark Treasure gelassen. „Ist noch was von dem Meerrettich da?“ (S. 5)

Molly Forbes ist nicht nur eine äußerst beliebte Schauspielerin, sondern auch die Ehefrau von Mark Treasure, Vizepräsident der Handelsbank Greenwood-Phipps. Außerdem ist sie die Präsidentin des örtlichen Barockzirkels und plant, mit dreizehn Vereinsmitgliedern nach Leningrad, vormals Sankt-Piterburch, zu fahren, um die dortigen Sehenswürdigkeiten zu besichtigen.

Während die Gruppe anreist, besucht ein kunstbeflissenes Indivduum namens Sergeij Wassilweski, Telefonist von Beruf, in möglicherweise finsterer Absicht ebenfalls Leningrad. In einer öffentlichen Toilette nimmt er sich den Bart ab, setzt eine Mütze auf, und ab geht es in die Eremitage.

Trotz der immensen Größe der Eremitage verlassen manche Besucher das Museum zuweilen wieder, wenn der Fluß der Menschenmassen träge zu werden droht. Sergeij war darum früh

gekommen, obwohl er nicht vor der Schließung im Gebäude zu sein brauchte – in Wirklichkeit – um genau zu sein – erst nach der Schließung. Er war gekommen, um ein unschätzbar wertvolles Raffaelgemälde zu stehlen; es hing in der Galerie 229 im ersten Stock der Neuen Eremitage, in der Nähe der nordöstlichen Ecke. Und er hatte die Absicht, den Diebstahl ziemlich spät auszuführen.

Sergeijs Plan war es, sich in der ersten Etage am oberen Ende der Ratstreppe – einer grandiosen Treppenflucht in der Neuen Eremitage – zu verstecken. Von dort aus würde er mitten in der Nacht auftauchen und das Bild an sich nehmen. Er würde die Raffaelgale-rie durch den *nördlichen* Eingang betreten und wieder verlassen, dann elf Galerien nach Osten und eine Galerie südlich von seinem Versteck rennen. Bevor er endgültig die Flucht ergriffe, würde er für sofortige Verfolger eine falsche Fährte legen, die darauf hinwies, daß der Dieb das Gebäude bereits verlassen hatte. Die falsche Fährte lief vom *südlichen* Ein-

> gang in die Raffaelgalerie durch zwei weitere Galerien zur Paradetreppe – die noch grandioser war als die andere – in den Südteil der Neuen Eremitage und von dort aus ins Erdgeschoß durch eine Reihe weiterer Galerien zu einem Ausgang im Winterpalast. (S. 16)

Sergeij will sich in der Eremitage einschließen lassen, um in aller Stille ein unfassbar wertvolles Gemälde von Raffael, die „Conestabile Madonna“, zu stehlen. Zu diesen Zweck verbirgt er sich bis nach Schließung des Museums in einer großen Urne, verlässt diese schließlich und schneidet das Gemälde aus dem Rahmen. Sofort geht der Alarm los, woraufhin Sergeij zum südlichen Ausgang eilt, dabei mehrere Lichtschranken durchbrechend. Er verlässt die Eremitage jedoch nicht, sondern bewegt sich wieder in Richtung nördlicher Ausgang, jetzt die Lichtschranken überspringend. Er verbirgt sich wieder in der Urne, nachdem er zuvor noch den Urin einer läufigen Hündin in Nähe des südlichen Ausgangs verspritzt hat.

Die Leningrader Polizei in Person von Hauptmann Mischka Dubenko sowie der

Untersuchungsbeamte Major Popow sind mit der baldmöglichsten Aufklärung beauftragt. Auch wenn Popow nicht weiß, wer das Gemälde gestohlen hat und wo sich der Dieb jetzt befindet, macht er sich doch seine Gedanken, die er Dubenko erläutert.

„[…] Denken Sie daran, das Gemälde ist Millionen wert. Auf dem richtigen Markt natürlich. Und wo, glauben Sie, könnte dieser Markt sein, mein Freund?“

Also war er jetzt ein Freund; es wurde immer suspekter. „Ah … Nicht die Sowjetunion. Würde ich sagen …“

„Stimmt genau.“ Der Griff wurde noch fester, doch in Dubenkos fieberhaften Gedanken zeichnete sich eine Erklärung für diesen vertraulichen Vorstoß ab, als Popow fortfuhr: „Verstehe ich das dann richtig, wenn ich annehme, daß wir uns einig sind, es handele sich hier um eine westliche, kapitalistische Verschwörung, Hauptmann? Mit dem Ziel, ein Stück des kulturellen Erbes des sowjetischen Volkes zu stehlen? Ein unersetzli-

ches Meisterwerk? Das jeder von uns über alle Maßen schätzt?“ (S. 42f)

Popow überzeugt Dubenko, dass unzweifelhaft feindliche Ausländer an dem Raub beteiligt sein müssen, weshalb die Angelegenheit in den Zuständigkeitsbereich des KGB fällt, welcher den Beiden die unangenehme und folgenschwere Verantwortung abnehmen wird, wenn man nur die richtigen Aussagen macht.

Als Treasure zu sprechen begann, entstand ein plötzlicher, heftiger Tumult auf dem Balkon. Das Geschehen war in Sekunden vorüber, doch erregte deswegen nicht weniger Aufmerksamkeit. Die Zuschauer auf dem Balkon schrien auf, als sie zusammen nach vorne gedrückt zu werden schienen, und hielten einander krampfhaft fest, um nicht herunterzufallen. Dann ertönte ein durchdringender, verzweifelter Schrei, während sich der Körper eines Mannes von der obenstehenden Menge löste und die Arme nach vorne ins Leere griffen. Den Bruchteil einer Sekunde lang schwebte

> die Gestalt dort wie ein Wasserspeier. Dann stürzte er von Schreien begleitet kopfüber über die Balustrade, und während die Leute unten auseinanderstoben, krachte er wenige Schritte vom Platz entfernt, an dem die Treasures standen, auf den Fußboden. (S. 66)

Die Besuchergruppe aus England, bestehend aus zehn Mitgliedern des Barockzirkels und drei Außenstehenden, besucht gerade eine Oper und hält sich in der Pause im Ballsaal auf, als vom Balkon ein Mann herabgestürzt wird, dem man noch dazu zuvor ein Messer in den Rücken gerammt hat.

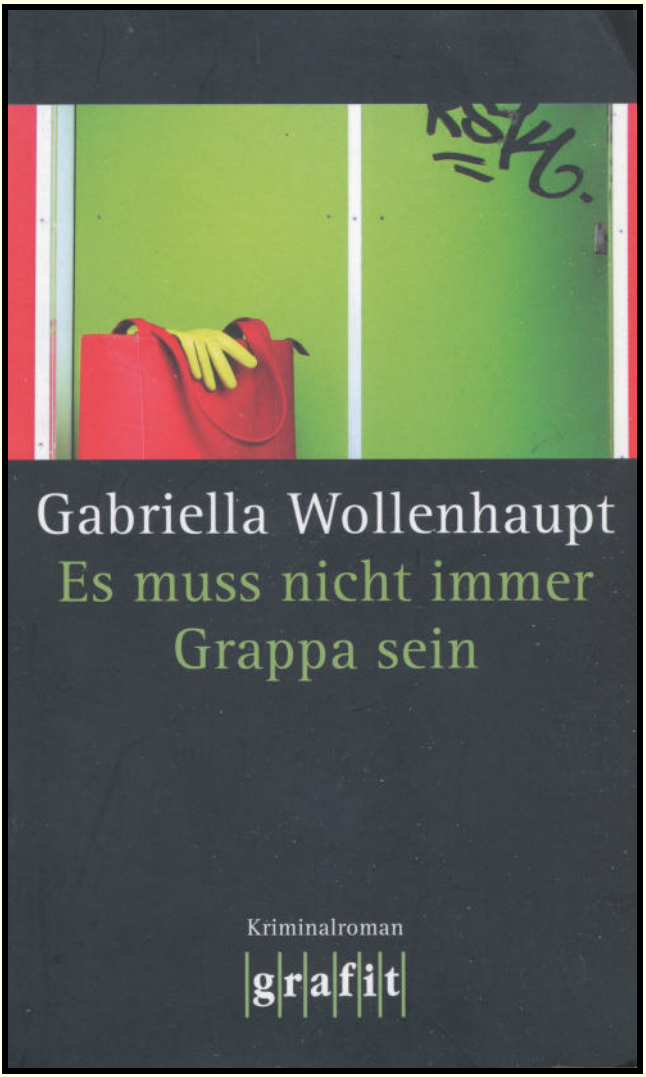
Oberst Maxim Grinew von der Staatssicherheit, der den Diebstahl aus der Eremitage untersucht, übernimmt auch diesen Fall, da er fest glaubt, dass beide in Zusammenhang stehen: Wer sollte wohl das Gemälde ins Ausland schaffen können, wenn nicht die gleichzeitig anwesende Besuchergruppe aus England? Da sich Mr. und Mrs. Treasure zur Zeit des Mordes nicht auf dem Balkon, sondern im Ballsaal selbst befunden haben und folglich definitiv un-

schuldig sind, zieht sie Oberst Grinew ins Vertrauen.

Das Opfer wird als Mr. Frenk identifiziert, Mitglied des Barockzirkels. Das Messer, das noch in seinem Rücken steht, gehört wiederum Mr. Blinton, einem der außenstehenden Mitreisenden, einem absolut harmlosen Mann.

Treasure läßt den Rubel rollen ist trotz seines irreführenden deutschen Titels ein sowohl sehr lesenswerter als auch bildender Krimi, wie man ihn von David Williams kennt. Der Autor spart zwar nicht mit spitzen Beschreibungen und Andeutungen, aber dennoch hat dieser Roman einen ernsteren Tonfall, was den ehrfurchterregenden Bauten und Kunstschätzen in Leningrad zu verdanken ist; vermutlich hat David Williams selbst die Stadt besucht und sich dadurch zu diesem Werk anregen lassen.

Der Kriminalfall, der hier untersucht wird, ist kompliziert wie selten einer, weil nämlich – soviel darf man verraten – drei verschiedene Personen unter dem Namen Mr. Frenk auftreten, von denen zwei ein schreckliches Ende finden.


Gabriella Wollenhaupt
Es muss nicht immer Grappa sein
Kriminalroman
grafit

*Wollenhaupt, Gabriella: Es muss nicht immer Grappa sein

Gabriella Wollenhaupt [1952–]
Maria Grappa 18: Es muss nicht immer Grappa sein
Grafit 355 (TB 220 S./€ 8,95)
Dortmund 2008
Genre: Krimi

Ekaterina Schöderlapp. Auf dem ersten Bild saß sie in grellbuntem Kittel breitbeinig auf einem Stuhl. Der Oberkörper war nach hinten geneigt. Das Gesicht war nicht zu erkennen, denn es war eine Plastiktüte darübergestülpt worden.

Kein schöner Tod, dachte ich. Du hechelst und hechelst, schmeckst das Plastikzeugs. Und dann bleibt die Luft weg. Deine Lippen kleben an der Folie, versuchen vielleicht, sie aufzubeißen. Irgendwann gibst du auf.

Der Mann blätterte weitere Fotos auf. Die Plastiktüte. *Superiore Feinkost – Peter Silius* – prangte es rot auf dem Weiß der Tragetasche. Dann die Tote ohne Tüte.

> Die Augen blutunterlaufen und weit aufgerissen, der Mund zum stummen Schrei geöffnet. Ich schaute weg. (S. 16f)

Reporterin Maria Grappa vom Bierstädter Tageblatt wird alarmiert, es habe einen Mord gegeben. Am Tatort will die Polizei nicht einlassen, aber ein Spurensicherer, den Grappa noch von einem früheren Fall her kennt, lässt sie kurz auf seine Digitalkamera schauen: Eine alte Frau ist ermordet worden, indem man ihr eine Plastiktüte übergestülpt hat.

Es handelt sich um die gebürtige Russin Ekatarina Schöderlapp, achtundsiebzig Jahre alt. Als es Grappa schließlich doch gelingt, sich in die Wohnung einzuschleichen, stellt sie fest, dass dort Unmengen teuerster Beluga Kaviar gelagert wird: Offenbar hatte die gute Oma Beziehungen zur russischen Mafia.

Und gleich darauf ereignet sich ein zweiter Mord, und zwar an dem Promifotographen Hein Carstens, den mit einem Gegenstand ähnlich einem Baseballschläger der Kopf zu Brei geschlagen wurde. Carstens hatte, wie sich herausstellt, das Hob-

by, Frauen nackt und in eindeutigen Posen abzulichten. Grappa ist überzeugt, dass die beiden Morde wegen ihrer zeitlichen Nähe zusammenhängen müssen, aber die Polizei nicht sie nicht ernst. Bedauerlicherweise ist Kriminalhauptkommissar Anton Brinkhoff, der ihr stets Informationen zukommen ließ, in Pension gegangen, und sein Nachfolger, ein Dr. Friedemann Kleist, erweist sich als ausgemachter Schnösel.

Außerdem hat Grappa auch unter ihrem Chef Peter Jansen, mit dem sie sich sonst bestens versteht, zu leiden, denn sie soll ausgerechnet über die Endlosdailyfernsehserie „Gute Tage – schlechte Tage“ berichten, die anscheinend ihr viertausendes Folgejubiläum in Bierstadt feiert. Notgedrungen schaut sich Grappa eine Folge an und wundert sich, wie jemand, der noch bei klarem Verstand ist, so etwas mögen kann. Die Professionalität erfordert es allerdings, dass sie auch die nächste und übernächste Folge sieht, und überhaupt, man will ja schließlich wissen, wie die vertrackten Liebes- und Eheverhältnisse weitergehen.

Es muss nicht immer Grappa sein ist witzig, unterhaltsam, ironisch, spannend – mit

einem Wort, der perfekte Unterhaltungskrimi mit amüsanten Seitenhieben auf den Fernsehbetrieb.

Hier folgt ein schönes Zitat, in dem Stella und Susi, zwei Sekretärinnen des Tageblatts, Grappa eine Einführung in den Gegenwärtigen Stand der Serie geben.

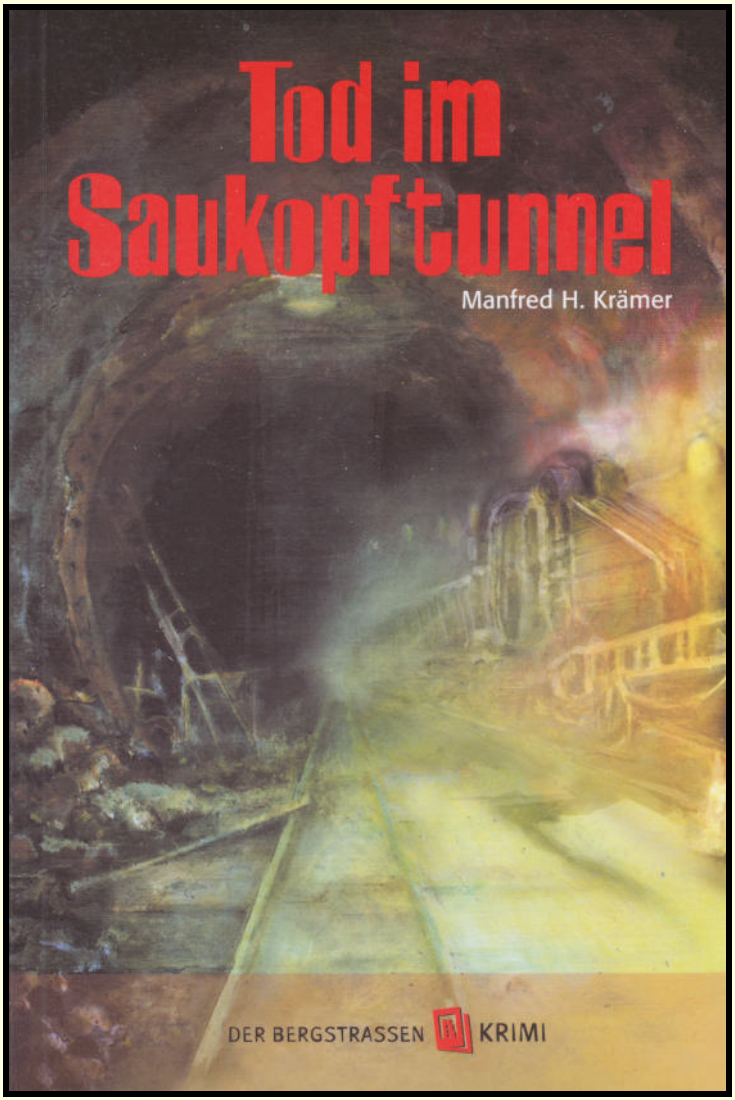
> „Sie ist die Tochter der ersten Frau des Harro von Liechtenstein. Aber das weiß sie natürlich nicht. Und die Mutter auch nicht, weil die im Dschungel mit dem Flieger abgestürzt ist, aber von einem Indianerstamm gerettet wurde“, fuhr Stella fort. „Sie hat dann den Häuptling *Zärtliches Krokodil* geheiratet.“
>
> „Du musst noch sagen, dass die Mutter ihr Gedächtnis verloren hat. Sie weiß also nichts mehr von ihrem früheren Leben. Jetzt ist sie Haushälterin beim Liechtenstein.“
>
> „Moment mal“, wandte ich ein, „die hat ihr Gedächtnis so gründlich verloren, dass sie ihren Ex nicht mehr erkennt?“
>
> Stella verdrehte die Augen. „Na klar, die arme Frau.“

„Und wieso erkennt der Ex sie nicht?“ Ich verstand nur Bahnhof. „Das ist doch die Mutter seiner Tochter!“

„Ja, ja“, kam es von Susi, „das sollte man denken. Aber als der Flugzeugabsturz passierte, haben sie die Iris Bärbaum, die das gespielt hat, aus der Serie rausgeschrieben. Die war ja zuerst tot. Und wollte wieder Theater spielen.“

Stella wippte auf dem Stuhl: „Und als Kikis Mutter wieder gebraucht wurde, hat Annelore Elsner die Rolle übernommen. Und die sieht ja anders aus als die Iris. Wie soll der Harro in der Annelore die Iris erkennen?“

Fassungslos blickte ich von der einen zur anderen und zurück. (S. 55f)


Tod im Saukopftunnel
Manfred H. Krämer
DER BERGSTRASSEN KRIMI

Manfred H. Krämer

Bergstraßenkrimi 1: Tod im Saukopftunnel
(2004)
Stefan Kehl (PB 214 S./€ 11,00)
Hamm am Rhein 2005, 3. Auflage
Genre: Krimi

> Die tägliche, stinkende und lärmende Blechlawine quälte sich über die kurvige B 38 durch das enge Weschnitztal in Richtung der zahlreichen Dörfer und Gemeinden des vorderen Odenwaldes. Ein Ärgernis, unter dem gerade die Bewohner von Weinheim und Birkenau besonders litten. Die lang ersehnte und heftig umstrittene Entlastung war nach über zwanzig Jahren Planung nun endlich im Bau. Der 2.700 m lange Saukopftunnel würde zusammen mit der geplanten Verbindungsstraße B 38a dem vorderen Weschnitztal endlich mehr Ruhe bescheren. (S. 14)

Zwischen Weinheim und Hernsbach wird an der B 3 der sogenannte Saukopftunnel gebaut, um die stark frequentierte B 38 zu entlasten. Doch unerwartet schneidet der

Tunnel einen senkrechten Schacht eines aufgelassenen Bergwerks.

Schlagartig verstummten die rauen Stimmen der Tunnelbauer, als aus der Richtung des Baggers ein kurzes Knacken und dann ein gedämpftes Grollen wie von einem fernen Gewitter erklang. „Maul zu!“, schrie einer, als eine fast massiv wirkende Staubwolke die Tunnelbeleuchtung verdunkelte und die Männer einhüllte wie eine schwarze Decke. Nachdem die Staubwolke sich gelegt hatte und das letzte Prasseln und Klackern herabfallenden Gesteins verklungen war, schalteten die Männer ihre Helmlampen ein und näherten sich vorsichtig der Einsturzstelle. Von Margarethe war nur noch das hintere Drittel zu sehen. Erde, Felsen in allen Größen und jede Menge Geröll breiteten sich vor den Männern aus. In der Tunneldecke klaffte eine große, annähernd quadratische Öffnung. Gwandner stieß einen leisen Pfiff aus. „Wir haben einen alten Mann geschnitten!“

Er trat mit der stahlkappenbewehrten Stiefelspitze gegen ein halb verfaultes Kantholz.

„Grubenholz. Der Schacht ist garantiert so alt, dass er auf keiner Karte mehr verzeichnet ist."

Gwandner drehte sich um und starrte direkt in die leeren Augenhöhlen eines grinsenden Totenschädels. (S. 16)

Die Arbeiten müssen schon allein aus Sicherheitsgründen gestoppt werden. Außerdem stellt die Polizei fest, dass vor etwa sechzehn Jahren neunzehn Menschen, von Erwachsenen bis Kleinkindern, in den damals unzugänglichen Schacht geworfen wurden.

Tod im Saukopftunnel ist ein unterhaltsamer Krimi mit viel Lokalkolorit aus der schönen Kurpfalz.

Gabriella Wollenhaupt
Grappa und
die Seelenfänger
Kriminalroman
grafit

*Wollenhaupt, Gabriella: Grappa und die Seelenfänger

Gabriella Wollenhaupt [1952–]
Maria Grappa 21: Grappa und die Seelenfänger
Grafit 385 (TB 224 S./€ 8,99)
Dortmund 2011
Genre: Krimi

Seit einer Woche belagerten diese Leute jetzt schon das Verlagshaus. Aufgetaucht waren sie ganz plötzlich. Meist bildeten sie eine Dreiergruppe. Sie sprachen Passanten an, reichten ihnen Flugblätter und versuchten, sie in eine Diskussion zu verwickeln. Es war kaum möglich, ihnen auszuweichen. Vor zwei Tagen hatte ich mir ein Flugblatt zustecken lassen, um meine Ruhe zu haben.

„Die kommen von irgendeiner Sekte“, klärte mich Simon Harras auf. Er war hinter mich getreten und blickte jetzt ebenfalls durch das Redaktionsfenster nach unten auf die Straße.

„Ich weiß“, entgegnete ich. „Sie nennen sich *Die Erleuchteten* oder so ähnlich.“

„Ein bisschen Erleuchtung hat noch niemandem geschadet“, stellte er fest. „Besonders heute!“ (S. 7)

Maria Grappa und ihr Kollege Simon Harris lästern hier über ihren neuen Chefredakteur. Der bisherige, sehr verständnisvolle Leiter des Bierstädter Tageblatts wechselt nämlich die Seiten und wird Oberbürgermeister der Ruhrstadt; sein Nachfolger wird ein gewisser Dr. Berthold Schnack.

Das war er also. Mein neuer Chef. Er saß neben Peter Jansen und war für mich das einzige unbekannte Gesicht im Raum. Ein perfekt gekleideter schlanker Mann mit dunklem Menjoubärtchen und weißem, dichtem Haar. Vermutlich etwas älter als ich. Peter Jansen trug zur Feier des Tages seiner Verabschiedung ein Hemd statt des üblichen T-Shirts. Ich spürte einen Stich. Über zwanzig Jahre lang hatten er und ich zusammengearbeitet und mehr als einmal

hatte er mich aus Situationen gerettet, die mich meinen Job hätten kosten können. Ein solches Vertrauen würde ich nie wieder zu einem Kollegen aufbauen können.

„Das ist Dr. Berthold Schnack, mein Nachfolger“, erklärte Jansen. „Ich hoffe, Sie alle werden ihm das „Wohlwollen entgegenbringen, das Sie mir geschenkt haben.“

Der Neue hüstelte und lächelte in die Runde. Dann sprach er, aber ich ließ die Worte an mir vorbeirauschen, ohne auf den Inhalt zu achten. Schnack hatte eine einschläfernde Stimme. „Ach, du Schreck“, flüsterte Harras.

„Was?“

Jetzt hörte ich hin. Schnack erwähnte seine beruflichen Stationen. Pressestelle eines Krankenhausträgers, Chefredaktion einer christlich orientierten Wochenzeitung, Fraktionssprecher im Landtag.

„Ich freue mich auf die neue Aufgabe“, behauptete er. „Und darauf, das *Bierstädter Tageblatt* wieder zu einer familienfreundlichen und bürgerlichen Zei-

> tung zu machen, die man auch auf dem Tisch liegen lassen kann, wenn Kinder im Haus sind.“ (S. 9)

Polizeireporterin Grappa, mittlerweile mit Hauptkommissar Friedemann Kleist liiert, graust es angesichts dieser Eröffnungsrede schon vor den kommenden Zeiten mit einem „familienfreundlichen“ Blatt.

Doch unvermutet tut sich wieder etwas Hochkriminelles, denn just vor dem Zeitungsgebäude, wo die Kirche der Erleuchteten neue Mitglieder wirbt, wird eines der Sektenmitglieder entführt.

Das Symbol der Erleuchteten ist, so macht sich Grappa kundig, ein achteckiges Kreuz.

> Die erste Dynamik ist der Überlebenswille, die zweite Dynamik entspricht der Ebene der Familie und der sexuellen Fortpflanzung. Auf der dritten und vierten Ebene geht es um soziale Gruppen und die Menschheit als Ganzes, auf der fünften um alle Formen des Lebens und auf der sechsten um das physikalische Universum. Die siebte Dynamik ist der

> Geist oder die Spiritualität, die achte die Unendlichkeit, Alleinheit oder Gott. (S. 13)

Dem Polizeibericht kann Grappa schließlich entnehmen, was hier vorgegangen ist: Eine Monika Weber, die von der Sekte vereinnahmt worden war, wurde von ihrem Vater zwangsweise weggebracht.

Zum Glück gibt es noch genügend weitere Arbeit für Grappa, denn ein ungenannter, doch sehr populärer Privatsender will in Bierstadt eine Folge seiner Serie „Wir suchen dich, Superstar!“, kurz WSDS, produzieren, und der neue Chefredakteur hält ausgerechnet Grappa für die richtige Person, darüber begeistert zu berichten.

> „[…] Einer der Privatsender wird in Bierstadt ein großes Casting mit sage und schreibe dreitausend Kandidaten ausrichten. Für die Show Wir suchen dich, Superstar!, abgekürzt WSDS. Ich stelle mir eine Begleitreportage vor. Die Logistik dieser Schau von Anfang bis Ende, Vorbereitungen, Kandidateninterviews, Homestorys über die Jurymit-

glieder und so weiter. Das ganz große Wohlfühlprogramm für unsere Leserinnen und Leser."

„WSDS?", stieß ich verdattert hervor. „Ich hab diese Show nie gesehen."

„Das macht nichts, Frau Grappa. Es gehört doch zur Journalistentugend, sich ganz schnell in neue Themen einzuarbeiten. Die bisherigen Sendungen kann man im Web finden. Man nennt das Vidcast. Sehen Sie sich das mal an! Außerdem ist die Sendung relativ simpel strukturiert: Junge Menschen, die glauben, dass sie singen können, stellen sich einer Jury."

„Vollprolls", urteilte Harras. „Vorbestrafte langzeitarbeitslose junge Menschen, die keinen Bock auf eine Ausbildung haben."

„Das Prekariat hat dieser Sendung und dem Sender erhebliche Marktanteile verschafft, Kollege Harras." Schnack räusperte sich. „Und es wird unserem Blatt eine Auflagensteigerung bescheren. Die Kollegen von der Anzeigenabteilung sind schon voller Engagement bei der Akquise." Zu mir gewandt setzte

> er hinzu: „Also, Frau Grappa, ich zähle auf Sie. Das erste Casting ist in ein paar Tagen. Bis dahin sind Sie im Stoff!“ (S. 18f)

Sogar Grappas Kollege, der Sportreporter Simon Harras, findet Schnacks Ansinnen grotesk. Aber es hilft nichts, Grappa muss ins Studio und sich an den Pop-Titanen Pitt Brett, der für seine bösartigen, ja vernichtenden Kommentare von den Jungkünstlern gefürchtet und von seinen Fans geliebt wird, heranmachen.

Zufällig erfährt Grappa, dass Pitt Brett sich abfällig über die Erleuchteten und ihre angebliche „Wissenschaft“ Dianetik geäußert hat und seither von der Sekte als unterdrückerische Personen mit allen Mitteln bekämpft wird.

Ein Erleuchteter erklärt Grappa vor dem Verlagshaus die Doktrin seiner Sekte.

> Wir beten keinen Gott an“, erklärte er. „Das ist kindisch. Wir setzen auf den Menschen, der durch uns und unsere Lehren die aus den Fugen geratene Welt retten kann und soll. Alle Lebewesen

> haben das Ziel zu überleben. Der Mensch besteht aus dem Körper, dem reaktiven und analytischen Verstand sowie dem Thetan, der dem ewigen und unzerstörbaren Wesenskern vergleichbar ist.“ (S. 22f)

Laut dem Sektengründer Ronny Hovart ist die menschliche Seele ein unsterbliches Wesen aus den Weiten des Universums, das jedoch von der Folge der fleischlichen Hüllen, in denen es sich auf der Erde einnistet, in seinen Möglichkeiten stark eingeschränkt wurde. Erst durch eine Reinigung mit Hilfe der Dianetik wird aus der behinderten Seele wieder ein Operierender Thetan.

Weiteres Ungemach kommt durch ein neues Redaktionsmitglied namens Carsten Biber, der vom Chefredakteur zärtlich „Bärchen“ genannt wird und der im Tageblatt über Lifestyle berichten soll.

Immerhin weiß Biber, wie man einen ordentlichen Artikel aufzieht, wenn etwa ein kleines Mädchen von einem Auto totgefahren wurde. Fotoreporter Wayne Pöppelbaum berichtet Grappa.

„Er hatte einen Aktenkoffer dabei. Den öffnete er und holte einen kleinen Teddybären, drei Windlichter und einen Pappdeckel heraus, auf dem in Kinderschrift das Wort Warum? geschrieben war. Er drapierte alles an der Unfallstelle und forderte mich auf, ein Foto zu machen. Hier!“

Wayne reichte mir seine Kamera. Tatsächlich: Auf dem Display sah ich einen Teddy mit roter Schleife um den Hals, drei brennende Kerzen in rotem Glas und die Pappe.

„Ich fasse es nicht“, meinte ich kopfschüttelnd. „Das nennt man: Leser verarschen. Ob Schnack so was gut findet? Was hat das mit christlichen Grundwerten zu tun, mit Familienzeitung?“ (S. 65)

Alsbald überschlagen sich die Ereignisse: Monika Weber wird aus der Klinik entführt, in die sie von ihrem Vater zum psychischen Entzug gebracht worden war, und zwar von ihrer eigenen Schwester Bettina, einem hochrangigen Mitglied der Erleuchteten. Und nicht zuletzt wird gar Pitt Brett gekidnapt.

Grappa und die Seelenfänger hat seine amüsanten Seiten, und zwar insbesondere bei der satirisch-sarkastischen Berichterstattung über WSDS, das eine verblüffende Ähnlichkeit mit der RTL-Casting-Show „Deutschland sucht den Superstar“ hat, die von Pitt Bretts Zwillingsbruder Dieter Bohlen angeführt wird.

Das Lachen vergeht dem Leser allerdings bei dem Thema „Kirche der Erleuchteten“, womit Gabriella Wollenhaupt unverblümt auf die Scientology Church und ihren Gründer Lafayette Ronald Hubbard (1911–1986) abzielt. Sämtliche Informationen, die Grappa über die Erleuchteten zitiert, sind direkt aus dem Propaganda-Material der Scientology Church entnommen, wie unter anderem das folgende Beispiel zeigt.

> *Der Thetan ist das geistige Wesen, die Seele. Es setzt seinen Verstand als ein Kontrollsystem ein, das zwischen ihm und dem physikalischen Universum steht. Der Verstand ist nicht das Gehirn. Das Gehirn ist Teil des Körpers. Es lässt sich mit einer Schalttafel vergleichen. Es ist bloß eine Leitungsröhre, die wie ein Telefonkabel Nach-*

richten übermittelt. Die Person als Thetan – als unsterbliches geistiges Wesen – zu betrachten, ermöglicht es, Fähigkeiten und Bewusstsein zu erhöhen.

Nach der Sektenlehre lebt der Thetan seit ewigen Zeiten, hat den Urknall – die Entstehung des Universums – mehrfach erlebt, ist allwissend und unsterblich. Laut Hovart sind die Thetane der Menschen mindestens 350 Milliarden Jahre alt und existierten bereits vor der Schöpfung.

Hörte sich an wie eine Stelle aus einem Science-Fiction-Roman, was keine Überraschung war, da Hovart sich erfolglos am Schreiben solcher Bücher versucht hatte.

Jeder Thetan hatte in diesen 350 Milliarden Jahren viele Verletzungen durchlitten. Diese hatten sich als Traumata im Thetan abgelagert. Und die Sekte lehrte, dass man sich durch Dianetik von diesen Störungen lösen konnte. Das erste Hauptziel der Entwicklung der Person war, sich von allen negativen Einflüssen aus Vergangenheit und Ge-

genwart zu befreien. Wem das gelang, der errang den Status ‚Clear'.

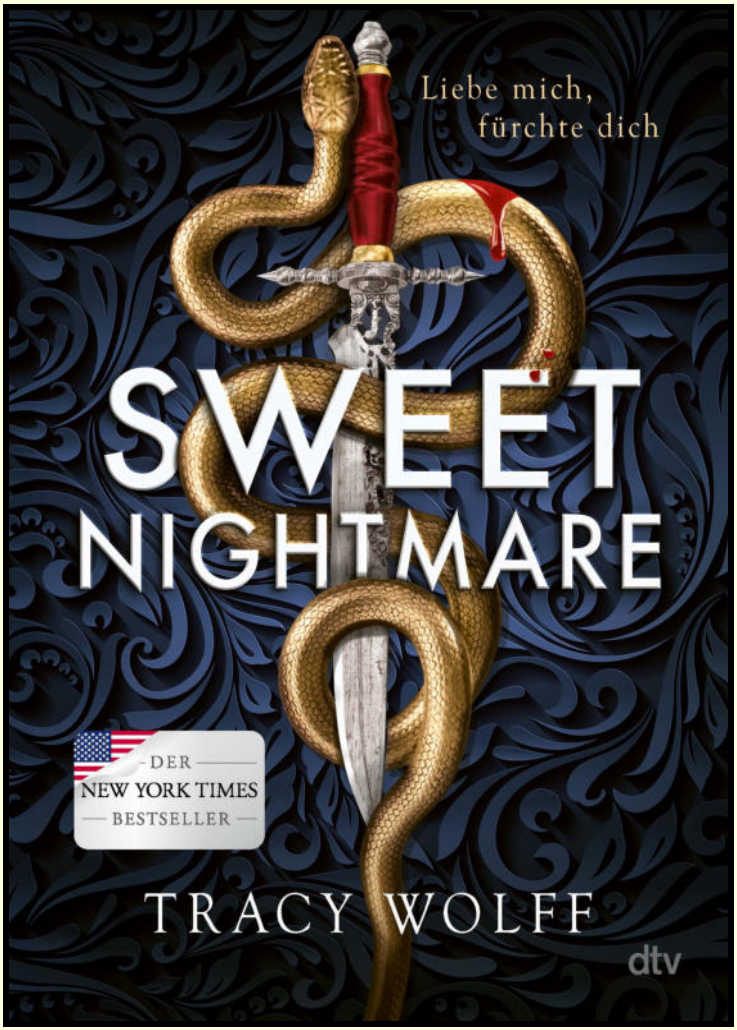
Aber damit war es nicht zu Ende.

In acht Stufen kann sich ein Clear zum OT, also Operierenden Thetanen entwickeln. Und von den Operierenden Thetanen ging es dann weitere fünfzehn Stufen aufwärts. Auf der obersten Stufe war ein Thetan mit allen Merkmalen der Allmacht ausgestattet. Der Thetan befand sich dann nicht mehr in einem Körper, sondern konnte in völliger Freiheit Materie, Energie, Raum, Zeit und Denken beherrschen. (S. 63f)

„Operierender Thetan" ist eine etwas missglückte Übersetzung des amerikanischen Ausdrucks „Operating Thetan", was einen Thetan im Vollbesitz seiner Kräfte bedeutet. L. Ron Hubbard war tatsächlich vor seiner Karriere als Sektengründer ein Autor von Science-Fiction-Romanen, allerdings ein weder schlechter noch erfolgloser. Zu jener Zeit hatte er schon zu Freunden geäußert, in Amerika könne man nur reich werden, wenn man eine Kirche gründe. Die Anregungen für seine „Wissenschaft" Dianetics

holte er sich aus den Erzählungen seines Science-Fiction-Schriftstellerkollegen und späteren Mitarbeiters A. E. van Vogt.

Vor dem Jahr 2000 hat man öfter Enthüllungen über die Scientology Church gelesen; der *Spiegel* befürchtete sogar zeitweise, sie strebe danach, die politische Macht zu übernehmen. Seit der Jahrtausendwende ist es jedoch still um die Sekte geworden: Entweder hat man ihren Einfluss überschätzt oder er ist zurückgegangen oder die massive Einschüchterung von Journalisten, wie sie auch von Gabrielle Wollenhaupt beschrieben wird, hat Wirkung gezeigt.


Liebe mich,
fürchte dich
SWEET
NIGHTMARE
DER
NEW YORK TIMES
BESTSELLER
TRACY WOLFF
dtv

Tracy Wolff []
Calder Academy Chroniken 1: Sweet Nightmare
***(Sweet Nightmare*, 2024)**
dtv (HC 618 S./€ 24)
München 2024
Aus dem Amerikanischen von Michelle Gyo
Genre: Phantastik

Von all den Bestrafungen, die diese Schule für Außenseiter und Versager bereithält, musste ich ausgerechnet diese abbekommen? Erst letzte Woche hat einer von den neuen Vampiren fast eine Hexe leergesaugt und dafür nur Abwaschdienst aufgebrummt bekommen.

Ironisch? Absolut.

Fair? Kein bisschen.

Dann wiederum muss man sagen, dass Fairness hier an der Calder Academy ein ziemlich nebulöses Konstrukt ist, genau wie Sicherheit und Augenmaß. Und daher denkt meine Mutter – auch bekannt als Schulleiterin der Nicht-Extraklasse von diesem nicht-so-erstklassigen Etablissement –, dass es

für die Aufseher vollkommen okay ist, wenn man mir die Versorgung der Chrickler aufdrückt.

Spoiler: Es ist nicht okay. Es ist echt elendig. Und nicht zu vergessen verdammt gefährlich. (S. 9)

Inmitten von Texas liegt die Calder Academy, die im Besitz von Mrs. Calder ist und von ihrem zahllosen Verwandten, deren Vornamen sämtlich mit „C“ beginnen, verwaltet wird. In diese abgelegene Highschool schicken Eltern ihre Kinder, wenn sie mit deren parapsychischen Fähigkeiten nicht mehr zurande kommen; hier sind die Heranwachsenden gut aufgehoben, weil ein raffiniertes System von Magie und Technologie dafür sorgt, dass innerhalb der Mauern des Geländes kein Zauber möglich ist. Allerdings hat Mrs. Calder des schnöden Mammons wegen auch eine Reihe von Monstern aufgenommen, wie beispielweise die Chrickler, die ihre arme Tochter Clementine unter Lebensgefahr versorgen muss. Hier versucht sie gerade, das Gehege der Chricklers unbemerkt und unversehrt zu verlassen.

Aber in dem Moment, in dem meine Finger den Verschluss berühren, grollt lauter Donner über den Himmel.

Shit, shit, shit.

Hunderte Köpfe schnellen gleichzeitig hoch und wenden sich dann alle mir zu. Augen werden zu Schlitzen. Zähne werden gebleckt. Vielstimmiges Knurren hallt von den Wänden.

Und so bin ich ganz unverhofft total am Arsch.

Krallen kratzen über den Boden, als sie gesammelt auf mich zurennen.

Scheiß auf die Kraft in der Ruhe. Ich wirble herum und hechte zur Tür, gerade als die erste Welle mich erreicht.

Krallen kratzen über meine Waden, während ich mit dem Riegel hantiere. Ich schüttle die ersten paar ab und keuche auf, als Zähne sich in meinen Oberschenkel und meine Hüfte bohren. Mit einer Hand kann ich ein paar der kleinen Mistviecher abschütteln.

Clementine besucht die Abschlussklasse der Academy. Sie hat keine übernatürlichen Fähigkeiten, sondern darf erst dann den Kreis

der Familie verlassen, wenn sie volljährig geworden ist.

Nach dem Unfall mit dem Chricklers wird sie von ihrem Freund, dem Werwolf Luis, erstehilfemäßig versorgt.

Später lernen wir Jude Abernathy-Lee kennen, einen schweigsamen, aber bei Bedarf bedrohlich wirkenden Mitschüler, der in Clementine widersprüchliche Gefühle auslöst.

> In dem Augenblick, in dem unsere Blicke sich begegnen, ist es, als würde alles in mir zugleich erfrieren und verbrennen. Mein Herz beschleunigt, mein Hirn wird langsamer und meine Lunge zieht sich zusammen, bis das Atmen schmerzt.
>
> Es ist das erste Mal, dass er mich direkt angesehen hat – das erste Mal, dass wir einander angesehen haben – seit der neunten Klasse und ich weiß nicht, was ich tun soll … oder was ich empfinde. (S. 32)

Doch die scheinbare, erzwungene Ruhe in der Calder Academy wird stark gestört, als

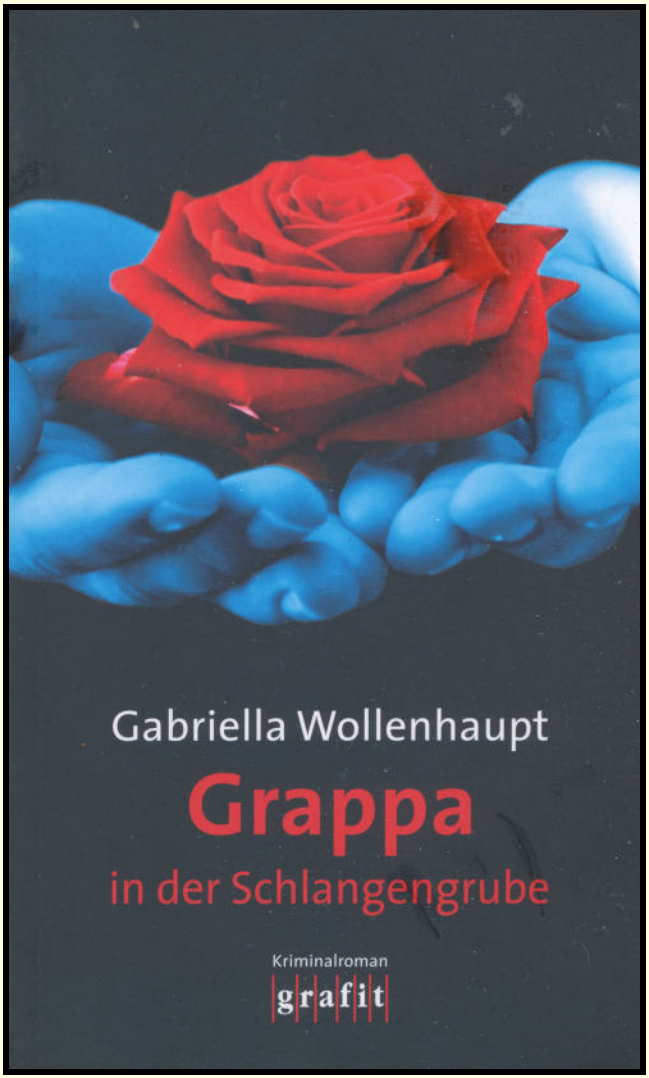
Clementine beginnt, Geister zu sehen, die sich bald als sehr real entpuppen.

Sweet Nightmare gehört zum Dark-Academy-Subgenre der Urban Fantasy, das sich in Amerika zunehmender Beliebtheit erfreut. Tracy Wolff hat mit ihren Romanen bereits Bestsellerstatus erreicht, was sich aus ihrer hochdramatischen Erzählweise erklärt.

Die Trigger-Warnung zu Beginn des Romans gibt dem Leser einen guten Einblick auf das, was ihn erwartet.

> *Sweet Nightmare* ist eine actionreiche Paranormal Romance mit leichten Horrorelementen. Als solche kommen in der Handlung Dinge vor, auf die Lesende vielleicht sensibel reagieren. Dazu zählen unter anderem Aspekte von Gewalt, grausame Szenen, Tod, Blut, Erbrechen, Feuer und Verbrennen, Ertrinken, Gifte und Vergiftungen, Mobbing, Halluzinationen, Schimpfworte, Monsterangriffe, die sich auf gängige Phobien beziehen, und Naturkatastrophen. Todesfälle von Familienmitgliedern werden thematisiert. Ich hoffe, dass ich diese Elemente

sensibel und angemessen behandelt habe, aber falls diese Themen für dich belastend sein könnten, bitte ich hiermit um Kenntnisnahme. (S. 6)


Gabriella Wollenhaupt
Grappa
in der Schlangengrube
Kriminalroman
grafit

*Wollenhaupt, Gabriella: Grappa in der Schlangengrube

Gabriella Wollenhaupt [1952–]
Maria Grappa 28: Grappa in der Schlangengrube
Grafit 579 (TB 206 S./€ 11,00)
Dortmund 2018
Genre: Krimi

Es begann mit der Redaktionskonferenz am Montag. Die Kollegen hatten sich wie üblich versammelt. Manchen sah man das Wochenende und die damit verbundenen Freizeitbeschäftigungen noch an. Fotograf Wayne Pöppelbaum hatte zwei Knutschflecke am Hals, Redaktionssekretärin Susi roch streng nach Knoblauch, Carsten „Bärchen“ Biber hatte geschwollene Tränensäcke und trug dasselbe Hemd wie am Freitag – was auf lange Nächte schließen ließ, die nicht in der eigenen Wohnung stattgefunden hatten. Nur Kulturredakteurin Margarete Wurbel-Simonis sah aus wie das blühende Leben: Sie hatte ihrem Lieblingspianisten Lang

Lang im Konzerthaus gelauscht und spürte die Musik wohl noch in sich wabern.

Und dann war da dieser Mann an Jutta Holds Seite, den niemand kannte.

„Das ist Herr Ashley. Er wird ein Praktikum bei uns absolvieren im Rahmen des Projektes ‚Die zweite Chance,“, erklärte die neue Chefredakteurin. „Er hat eine Strafe wegen Mordes verbüßt und will ein neues Leben anfangen. Die Prognosen der Psychologen geben zu den schönsten Hoffnungen Anlass. Ich bitte Sie alle, Herrn Ashley bei der Wiedereingliederung zu helfen, und erinnere Sie daran, dass in den Richtlinien unserer Zeitung der Begriff entschieden sozial verankert ist. Diesen Begriff werden wir jetzt mit Leben füllen. Dazu gehört Offenheit auch unseren Lesern gegenüber. […]“ (S. 7)

Maria Grappa, Reporterin beim Bierstädter Tageblatt, hat sich schon mit einigen unverträglichen Chefredakteuren herumschlagen müssen, aber Jutta Hold scheint dem Elend die Krone aufzusetzen.

Holds neuestes Projekt wirkt auf den ersten Blick jedoch nicht so übel: Ein gewisser Mischa Ashley soll im Rahmen eines Strafgefangenen-Wiedereingliederungsprojekts beim Tageblatt als Volontär dienen. Dass es sich bei dem Aspiranten ausgerechnet um einen Doppelmörder handelt, schmeckt allerdings nicht allen Redakteuren. Sein letztes Opfer war eine Schuhverkäuferin, die sich über ein Loch in seinen Socken lustig gemacht hat und die dieses Vergehen mit dem Leben büßen musste. Die Gerichtspsychologen bescheinigten Ashley – der mit richtigem Namen Michael Aschendorf heißt – ausgeprägten Narzissmus und geringe Selbstkontrolle. Die ganze Zeitung hofft insgeheim, dass sich Ashley nicht ausgerechnet in ihren Räumen zu einer weiteren Straftat hinreißen lässt.

Das Wiedereingliederungsprojekt ist eine Idee von Professor Doktor Friedemann Kleist, Grappas Von-Zeit-zu-Zeit-Lebensgefährte, der ausgerechnet die besonders attraktive Polizeiwissenschafts-Studentin Lara Sander, die nach Grappas Meinung viel zu gut in Ashleys Beuteschema passt, mit

der Protokollierung der Studie beauftragt hat.

Zu ihrem Entsetzen belauscht Grappa ein Gespräch zwischen Hold und Ashley.

> „Grappa muss weg. Sorg dafür, dass sie Fehler macht. Grobe Fehler, die vor einem Arbeitsgericht akzeptiert werden.“ Wieder lachte meine Chefin.
>
> „Du Miststück“, sagte er. „Schmeiß sie doch einfach raus! Du hast doch hier das Sagen.“
>
> „So einfach ist das nicht“, stellte sie klar. „Grappa arbeitet seit gefühlten Jahrhunderten bei diesem Käseblatt und ist praktisch unkündbar. Lass dir was einfallen, dann kriegst du ihren Job. Als deine zweite Chance.“
>
> Ich schob meinen Kopf nach vorn und sah, wie seine Hand in ihrer Bluse verschwand.
>
> „Blau steht dir gut“, schnurrte der Mörder. „Harmoniert mit deinen wunderschönen blauen Augen.“ (S. 11f)

Ashley soll Grappa so weit provozieren, bis sie den entscheidenden Fehler macht, der

ihren Rauswurf rechtfertigt. Offenbar hat Ashley, der eine eigentümliche Anziehung auf Frauen aller Alterstufen – Grappa ausgenommen – ausübt, die Chefredakteurin bereits kirre gemacht.

Hier erleben wir, wie Hold die Tagesaufgaben an die Redakteure verteilt.

> „Und Sie Frau Grappa? Mord, Totschlag, Amokläufe, Massenunfälle, Serienmorde?“
>
> „Noch nichts in Sicht, aber vielleicht kann ja Herr Ashley… „
>
> Kichern in der Runde, aber Jutta Hold fand das nicht komisch: „Die Resozialisierung ist kein Witzblattmotiv, Frau Grappa. Am besten bearbeiten Sie die Leserbriefseite mit den Reaktionen auf ‚Die zweite Chance’. Aber bitte ausgewogen. Herr Ashley wird Ihnen über die Schulter gucken. […]“ (S. 31)

Nun, Mord und Totschlag bleiben nicht aus, denn bald wird eine weibliche Leiche in einem Gebüsch neben dem Museum gefunden. Es handelt sich um die begüterte und verheiratete Elvira-Maria Winterlake, die

mit Ashley bereits während seiner Haftzeit als treue Brieffreundin verbunden war, was natürlich den Wiedereinzugliedernden sogleich ins Zentrum der Ermittlungen rückt.

Unterdessen kochen die Emotionen in der Redaktion hoch; es kommt neben Verbalattacken sogar zu Reifenaufschlitzern und tätlichen Angriffen; eine Buchhandlungs-Lesung von Ashley aus seiner Autobiographie wird mit Pfefferspray bekämpft; und eine Jury ringt mit sich, dem geläuterten Doppelmörder einen begehrten Literaturpreis zu verleihen.

Ja, in *Grappa in der Schlangengrube* zieht Gabriella Wollenhaupt ordentlich vom Leder. Das folgende Zitat, einem besonders amüsanten von vielen gleichwertigen, in dem Grappa ihren lädierten Kollegen Simon Harras im Krankenhaus besucht, soll dies illustrieren.

> Er sagte nichts, stand auf, holte einen Korkenzieher, öffnete die Flasche Wein und trank.
>
> „Schöne Scheiße!“, presste er durch die geschwollenen Lippen, während

ihm die rote Flüssigkeit das Kinn hinunterlief. Mir war, als seien Halloween und die Bezirksmeisterschaft im Boxen auf einen Tag gefallen. (S. 97)

Im nächsten Zitat verschafft sich die vielseits gebildete Kulturredakteurin Margarete Wurbel-Simonis die nötige Erholung, um zu gestärkt zum finalen Schlag auszuholen.

Am Nachmittag tauchte Mäggi Wurbel-Simonis in den Verlagsräumen auf und brachte ihr ärztliches Attest. Krankschreibung für drei Wochen.

„Was hast du denn?“, fragte ich.

„Burn-out.“

„Bedeutet Burn-out nicht, dass man zu viel gearbeitet hat?“

„Nicht nur. Es geht auch um die Psyche. Ich leide unter Panikattacken, wenn ich die Hold sehe. Nachts kann ich nicht schlafen oder habe Albträume. Morgens wache ich schweißnass auf. Meine Hände zittern, wenn ich das Tageblatt in die Hand nehme und ich bekomme Schnappatmung. Reicht das, Grappa?“

„Ja, das reicht. Ist das ansteckend?“

„Eigentlich schon. Aber nicht für dich, du bist immun.“

„Schade“, bedauerte ich. „Was machst du, damit es dir besser geht?“

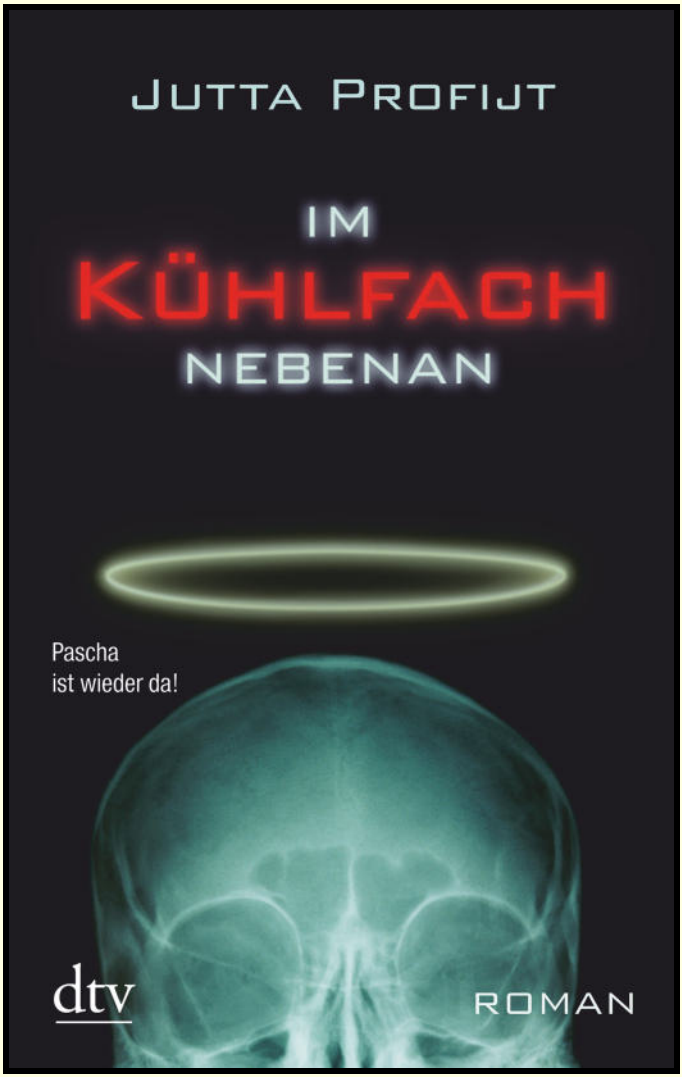
„Ruhe, Ruhe und nochmals Ruhe“, antwortete sie. „Und eine Gesprächstherapie, um den Gründen für den Burnout auf die Spur zu kommen.“

„Und wenn du die Gründe kennst, was dann?“

„Dann bin ich so stabilisiert, dass ich die Hold rausmobbe!“

Das klang vernünftig. Mäggi hatte wenigstens ein Ziel. (S. 181)

Die Grappa-Krimis von Gabriella Wollenhaupt haben eine Besonderheit, die man nur sehr selten findet: Man wird ihrer niemals müde, egal, wie viele man schon davon gelesen hat. Das verdanken sie dem munteren, trockenen und zynischen Stil der Autorin, der jedes einzelne Werk zu einem Lesevergnügen macht.


JUTTA PROFIJT
IM
KÜHLFACH
NEBENAN
Pascha
ist wieder da!
dtv
ROMAN

Jutta Profijt
Pascha Lerchenberg 2: Im Kühlfach nebenan
dtv 21 185 (TB 288 S./€ 10,30)
München 2009
Genre: Phantastik

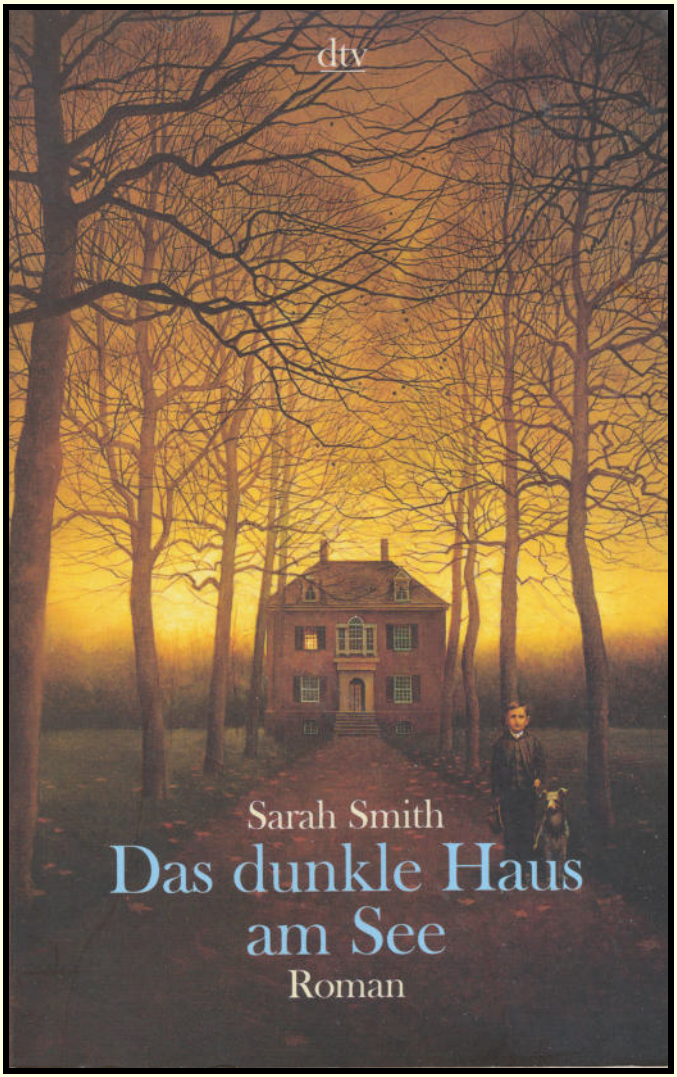
Für die, die mich noch nicht kennen, muss ich wohl erst mal klarstellen, mit wem sie es hier zu tun haben. Mein Name ist Pascha Lerchenberg und ich wurde im rattenkalten Februar dieses Jahres im zarten Alter von vierundzwanzig Jahren ermordet. Meine Seele verließ den Körper, fand aber den Tunnel mit dem Licht nicht und schimmelt seitdem hier herum. Bei Martin. Martin Gänsewein ist der Rechtsmediziner, der meine sterbliche Hülle obduzierte. Oder sezierte, wenn Ihnen der Begriff lieber ist. Beides bedeutet, dass er mich ausweidete wie ein Jäger die Sau, um alles genau zu untersuchen, und dann die Organe wieder in die Bauchhöhle stopfte und selbige mit groben Stichen zunähte. Martin wurde im Zuge der Ermittlungen in meinem Mordfall ersto-

> chen, konnte aber – anders als ich – wiederbelebt werden und befand sich daher zu dem Zeitpunkt, als Marlene in mein Leben trat, kurz vor der Entlassung aus dem Krankenhaus. (S. 7f)

Pascha Lerchenbergs gemordeter Körper liegt wunschlos im Kühlfach Nummer 4 im Rechtsmedizinischen Institut der Universität Köln. Sein Geist jedoch irrt ruhelos umher und peinigt den Rechtsmediziner Martin Gänswein, ihm doch bei der Aufklärung seines Ablebens behilflich zu sein. Als Dank für seine Mithilfe liegt jetzt Gänswein verletzt im Krankenhaus.

Doch Pascha bekommt unvermutet Gesellschaft: Schwester Marlene von den Liebevollen Schwestern der Heiligen Maria von Magdala ist bei einer Brandstiftung in einem Klosteranbau ums Leben gekommen. Auch wenn Schwester Marlene nicht auf einer Linie mit Pascha tickt, lässt diesem sein kriminalistischer Ehrgeiz keine Ruhe, auch diesen Todesfall aufzuklären.

Im Kühlfach nebenan ist ein humorvoller phantastischer Roman, den der dtv-Verlag als „Krimi des Monats“ ausgezeichnet hat.


dtv
Sarah Smith
Das dunkle Haus am See
Roman

Sarah Smith [1947–]

Alexander von Reisden 1: Das dunkle Haus am See
***(The Vanished Child,* 1992)**
dtv 20 141 (400 S./DM 16,90)
München 1999, 6. Auflage
Aus dem Amerikanischen von Mechtild Sandberg-Ciletti
Genre: Historischer Roman

Der Baron Alexander von Reisden wurde wahnsinnig, als seine junge Frau starb, und war auch nach fünf Jahren noch nicht wieder gesund geworden. Seine Freunde waren besorgt um ihn. Er hatte einmal, ziemlich früh, einen Selbstmordversuch unternommen, der fehlgeschlagen war; das war ermutigend bei einem Mann, der im allgemeinen sowohl gut vorbereitet als auch vom Glück begünstigt war; aber selbst im Wahnsinn hatte Reisden mit Fug und Recht annehmen dürfen, daß er sich ins Herz schießen könne, ohne zu fehlen, und wieder zu sich gekommen, hätte er es beim nächstenmal ohne weiteres besser machen können. Die Waffe

hatte er noch, in einem Kasten in seiner obersten Schublade, hinter seinen Kragenknöpfen, und auch das Leiden, das ihn zu seiner Tat bewogen hatte, diesen eigentümlichen, unerklärlichen und anscheinend unheilbaren Wahn.

„Glaubst du immer noch, daß du sie getötet hast?“ fragte Louis.

Reisden blickte von den Notizen in seinem Laborbuch auf. „Ich habe sie getötet. Das ist nicht die Frage.“ (S. 9)

Ort und Zeit sind Schweiz, Lausanne, 1905. Baron Alexander von Reisden forscht zusammen mit seinem älteren Freund Lous Dalloz an der hiesigen Universität, während er über den Tod seiner Frau trauert, für den er sich selbst die Schuld gibt.

Doch dann hat er am Bahnhof eine seltsame Begegnung.

Der Alte rappelte sich mühsam auf und kam unbeirrt auf ihn zu.

„Richard, kennst du mich?“

Ich hätte ihn unter den Zug stürzen lassen, dachte Reisden.

„Ich bin Alexander Reisden“, sagte er heftig. „Ich habe Sie nie in meinem Leben gesehen.“ Das Schlimmste war, daß es, soweit er wußte, die Wahrheit war.

18

„Sacha, qu’est-ce qu’il dit?“ rief Louis aus dem Zug.

„Er sagt, ich wäre jemand namens Richard.“ Reisdens Stimme zitterte plötzlich. Er beherrschte sie.

„Dann hat Jay ihn wirklich getötet“, sagte der Alte. Er wurde plötzlich so blaß, daß seine Lippen sich bläulich verfärbten, und seine Augen verdrehten sich. Seine Beine gaben nach, und er brach zwischen den beiden Bahnbeamten zusammen. Sie legten ihn auf den Bahnsteig, in den Matsch, unter den fallenden Schnee.

Louis drängte sich zwischen den Menschen durch, die sich zu sammeln begannen.

„Du wirst deinen Zug verpassen.“ Reisden stand an eine der Plattformsäulen gelehnt und starrte zu dem Alten hinunter.

„Wer ist Richard?“ fragte Louis. Reisden schüttelte den Kopf.

Die Bahnbeamten breiteten eine Decke über den Alten, jedoch nicht über sein Gesicht. „Nicht tot“, stellte Louis fest.

Der komische Hut war dem Mann vom Kopf gefallen; Reisden hob ihn auf und las das Etikett im Inneren. „Dr. Charles Adair, Boston.“

Der Name sagte ihm nichts. Er kniete sich in den Schnee und legte dem Alten die Hand an den Hals, um den Puls zu suchen. Er flatterte schwach unter seinen Fingern. Hastig stand er wieder auf und wischte sich die Hand an seinem Mantel ab.

„Richard?“ sagte er. „Ich weiß es nicht. Keine Ahnung.“ (S. 18f)

Reisden wird von einem alten Mann, dem Arzt Dr. Charles Adair aus Boston, für einen gewissen „Richard“ gehalten.

Bei einem Gespräch mit seinem Freund Victor Wills, der Bücher über berühmte Kriminalfälle schreibt, erfährt Reisden, dass Adair bei einem Mord in Boston eine Rolle gespielt hat: Der reiche Unternehmer Willi-

am Knight hatte einen Sohn namens Thomas, der zusammen mit seiner Frau Sophie tödlich verunglückte, so dass William seinen Enkel Richard allein großzog – zusammen mit einem gewissen Jay French, der von der äußerlichen Ähnlichkeit her ein illegitimer Sohn eines der Knights, wahrscheinlich Williams, sein musste.

Als William in seinem eigenen Haus erschossen wird, verdächtigt man Jay. Der achtjährige Richard, der anscheinend Zeuge der Tat gewesen ist, schweigt verbissen.

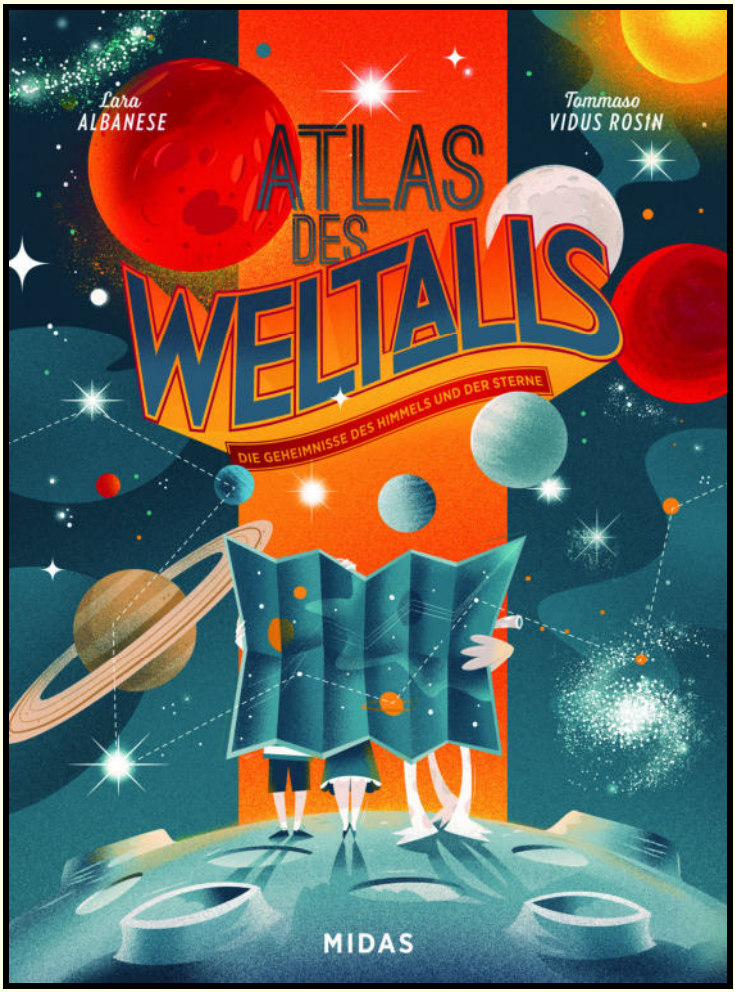
> Dann stieß Jay die Haustür auf und rannte taumelnd vom Haus weg. „Das wirst du mir büßen!“ schrie Jay French; wirklich, man sollte meinen, die Leute hätten ein bißchen mehr Phantasie. Er schoß auf das Haus, ein Fenster zersprang. Jay rannte davon, zum Wald hinter der Scheune. Stille, Stille, Stille. Der Doktor lief den Weg hinunter, erreichte das Haus. Dienstboten stürzten schreiend die Treppe herunter. William Knight war tot, lag erschossen im Salon. Ein Blutbad, ein Bild der Verwüstung. Jay war verschwunden. Richard Knight

> war unten, neben der Leiche seines Großvaters, tief im Schock. (Mach dich auf eine Überraschung gefaßt, mein Lieber.) Der Doktor fragte den Jungen: „Richard, hast du gesehen, was geschehen ist?“ Und was antwortete Richard?
>
> „Ich sag nichts“, antwortete Richard. „Niemals.“ (S. 26)

Kurz darauf wird Richard entführt und ist seither nie wieder aufgetaucht. Erbe des riesigen Knight-Vermögens ist nun Thomas' Bruder Gilbert, der zwar von seinem enterbt worden war, aber jetzt, nachdem Richard für tot erklärt wurde, der einzige Erbberechtigte ist.

Reisden, der sich an seine Kindheit nicht erinnern kann, ist von der Geschichte so fasziniert, dass er sogleich nach Boston fährt, um sich an Ort und Stelle über das Schicksal von Richard, dem er so ähnlich sieht, zu informieren.

Das dunkle Haus am See ist ein literarisch ambitioniertes historisches Kriminaldrama.


Lara
ALBANESE
Tommaso
VIDUS ROSIN
ATLAS
DES
WELTALLS
DIE GEHEIMNISSE DES HIMMELS UND DER STERNE
MIDAS

Lara Albanese [Text] & Tommaso Vidus Rosin [Illustrationen]
Atlas des Weltalls. Die Geheimnisse des Himmels und der Sterne
***(Mappe Spaziali*, 2019)**
Midas (HC 88 S./€ 25,00)
Zürich 2022, 2. Auflage
Genre: Sachbuch

Hast du gewusst, dass die Internationale Raumstation so groß ist wie ein Fußballfeld? Oder dass der Olympus Mons auf dem Mars um einiges höher ist, als der höchste Berg auf der Erde? Und dass es ein Sternbild namens Luftpumpe gibt? Und wo genau ist eigentlich der erste Mensch auf dem Mond gelandet?

Dieses Buch beginnt beim Sternenhimmel, den wir mit bloßem Auge über unseren Köpfen sehen, und erzählt von den Geschichten und Mythen, wie die Sternbilder von unseren Vorfahren wahrgenommen wurden. Es betrachtet unsere Erde und den Mond, stellt die Planeten unseres Sonnensystems vor und wagt den Blick in ferne Galaxien – mit

all den technologischen Erfindungen, die uns heute den Weg ins All öffnen.

Mit den grandiosen Illustrationen und den großen Sternenkarten in diesem Buch ist der Weltraum zum Greifen nah.

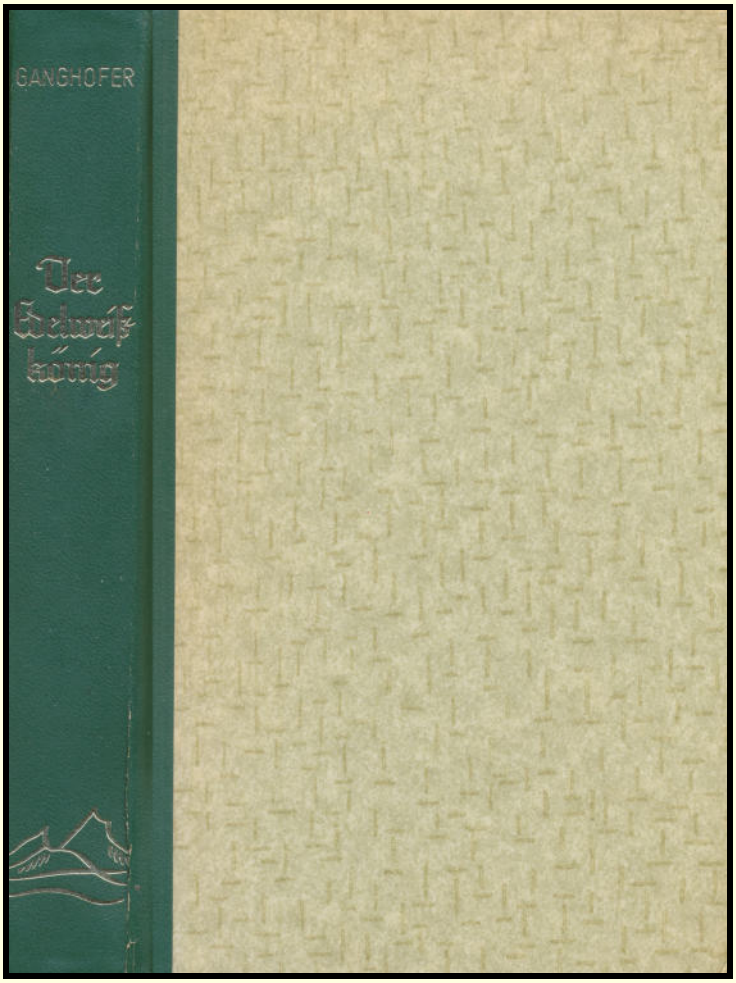
Lara Albanese ist Physikerin. Sie vermittelt Wissenschaft an Kinder in aller Welt und war für mehrere Projekte auf europäischer Ebene verantwortlich. 2003 erhielt sie den Andersen-Preis für ihre „enthusiastische, qualifizierte und innovative Arbeit im astronomisch-wissenschaftlichen Bereich".

Tommaso Vidus Rosin ist Illustrator und Grafikdesigner. Er nutzt verschiedene Techniken und gestaltete viele Magazin-Cover und zahlreiche illustrierte Kinderbücher, darunter auch „THE GAME", das ebenfalls im Midas Verlag erschienen ist. (Backcover)

Von allen Bücher über Astronomie ist *Atlas des Weltalls* das ungewöhnlichste – und zwar nicht, weil es sich an Kinder richtet, sondern wegen der Illustrationen von Tommaso Vidus Rosin, die einerseits sehr

anschaulich und informativ, andererseits aber auch humorvoll und lustig sind.

Atlas der Astronomie ist für alle Kinder, die etwas über das Weltall erfahren wollen, wärmstens zu empfehlen.


GANGHOFER
Der Edelweißkönig

*Ganghofer, Ludwig: Edelweißkönig

Ludwig Ganghofer [Ludwig Albert Ganghofer, 1855–1920]
Der Edelweißkönig
(Edelweißkönig, 1886)
Fackel-Buchklub (HC 294 S./DM xx)
Olten Stuttgart Salzburg 1959
Genre: Drama

„[…] Er hat sich's a Trumm Geld kosten lassen für Winterfutter, Gangsteig und Jagdhütten, der alte Graf!" „Unser Herrgott hab ihn selig! Jeds hat ihn gern ghabt. Und 's ganze Ort hat mittrauert, wie s' ihn aussitragen haben vor zwei Jahr, mit die Fuß voraus. Is schad drum."

„Und der Junge, weißt, der schlagt ihm nach. A lieber, a feiner Mensch! Und seelengut! Was ich häb, dös hab ich von ihm, mein' Hund, mei' Gwehr, mei' Häusl, alles! Und a Jager! Durchs Feuer springet ich für mein' Grafen, und wann er's haben wollt, reißet ich dem Teufel d' Nasen aussi aus der höllischen Visasch." (S. 8)

Hier unterhalten sich der Finkenbauer Georg Fink und der nachnamenlose gräfliche Jäger Gidi über die verstorbene Herrschaft. Beide sind des Lobes voll, auch über den jungen Grafen Luitpold, der neben seiner Residenz in München hier im oberbayerischen Hochland ein kleines Schloss besitzt.

Der Finkenbauer, Jörg genannt, hat früh seine Eltern verloren und musste nicht nur den großen Hof übernehmen, sondern auch seinen jüngeren Bruder Ferdl aufziehen. Der Siebziger Krieg ist mittlerweile vorbei, aber Ferdl muss noch einige Tage abdienen, bevor er sich wieder seine Beschäftigung, der Schnitzerei, widmen kann. Ferdls Schwester Hanni war beim Tod der Eltern noch so jung, dass sie der Jörg nicht behalten konnte, sondern sie vom Pfarrer und seiner Köchin erziehen ließ, wobei das Mädchen eine umfassende Bildung bekam und wie vornehmen Leute zu reden lernte. Gegenwärtig ist die Hanni in München als Gesellschafterin der Gräfin; mit dem jungen Grafen, den sie noch von ihrer Kindheit her kennt, scheint sie sich auch gut zu verstehen.

Der Jäger guckte zum Himmel hinauf, als wäre vom Wetter die Rede. „Wirst auch sonst kein' Grund zum Klagen haben. Wenigstens hab ich d' Emmerenz noch nie net anders gsehn als mit rührige Hand, allweil bei der Arbeit."

„He du, warum lobst denn dös Mädel so über'n Schellenkönig?"

„Gar net! Ich red halt, wie alles redt."

„Geh, tu net so fein!" Schmunzelnd tippte der Bauer mit der Pfeifenspitze über den Zaun hinüber. „Meinst, ich hab's net lang schon gmerkt, daß du der Enzi seit'm Sommer z'Gfallen gehst?"

„Ich?" Der Jäger verzog die Nase und schüttelte den Kopf: „Ah na! Dös Madl hätt mir für mein' Gusto alles z'viel Haar auf die Zahn!"

„Du wärst grad der Rechte, der ihr die Borsten ausrupfen kunnt."

„Meinst?" Jetzt lachte der Jäger. (S. 10f)

Beim Finkenbauer dient die Magd Emmerenz, genannt Enzi, ein hübsches, aber auch robustes und hantiges Madel. Der Bauer

glaubt, der zache junge Jäger hätte ein Auge auf die Enzi geworfen, was dieser aber vorsichtshalber abstreitet.

Der Finkenbauer ist mit der Mariann verheiratet und hat zwei kleine Kinder, um die sich das Veverl, eine verwaiste Nichte der Mariann, kümmert. Außerdem lebt hier noch der herzensgute, aber etwas missgestalte Dori, der ein Auge auf das sechzehnjährige Veverl geworfen hat; und dann gibt es noch den Knecht Leitner Valtl, einen unangenehmen und verschlagenen Menschen.

„Und so hat a jeder Stein sein' eigenen Geist: der Kreidenstein, der Blutstein, der Eisenstein, der Salzstein, der Marmelstein, und überhaupt a jeder, hat mein Vater gsagt!" So hörten Bauer und Jäger das Mädel erzählen. „Die Bäum aber und die Pflanzen und Blümlein, die haben Geisterinnen, wo man Feyen heißt, und die sind sanft und gütig gegen alle Menschen, hat mein Vater gsagt. Die zürnen bloß, wann einer aus Übermut einischneidt in a Bäuml oder so a liebs Blüml zammtritt mit die Fuß. Und so gibt's an Almrauschfey, an Enzi-

anweibl und a Steinrautalfin. Grad an einzigs Blüml, dös schöne Edelweiß, dös droben wachsen tut z'höchst auf die Berg, dös hat an Mannergeist, der's hüten tut und schützen. Und dem sein Nam heißt Edelweißkönig. Der hat a freundlichs Gsicht mit blaue Augen, an braunen Bart und braune Lockenhaar. Sein grüner Hut hat a Kranzl von lauter Edelweiß, und 's ganze Gwand is gemacht aus söllene Blümeln. Ja, und so viel sorgen tut ersieh um seine Pflanzerl! Lang vor'm ersten Schnee kommt er aus'm Berg aussi und deckt alle Ständerin zu, daß keins erfrieren kann. Im Sommer, hat mein Vater gsagt, wann's lang net gregnet hat und d' Sonn so hinbrennt auf die armen Blümeln, daß schier alle verschmachten möchten, da holt er's Wasser aus die Bach, damit er seine Pflanzerin gießen kann. Und weil er weiß, wie gern als d' Menschen 's Edelweiß haben, drum führt er alle, die suchen gehn, unsichtbar an die Platzeln hin, wo die weißen Sterndln wachsen. Dieselbigen aber, dö mit die Blümeln allein net zufrieden sind und dö Pflanzen

> mitsamt die Wurzeln ausreißen, daß an so eim Platz kein Stammerl nimmer wachsen kann, die haßt er bis aufs Blut. Als an Unsichtbarer stößt er s' abi über d' Wand, zur Straf!" (S. 14f)

Hier erzählt das Veverl den Kindern die Sagen, die sie von ihrem Vater, einem einsiedlerischen Holzknecht, gehört hat und an die sie fest glaubt. Vor allem die Geschichte von Edelweißkönig hat es ihr angetan: Wer das besondere Edelweiß, das Königsblüml, das nur einmal im Jahr blüht, findet, der kann den Edelweißkönig rufen, wenn er in Not geraten ist.

Hier beschreibt das Veverl das Königsblüml.

> „Kennen tut man's leicht! Aber 's Finden? So a Blüml wachst in die Berg grad an einzigs alle Jahr. Wen aber 's Glück dran hinführt, der kennt's auf'n ersten Blick, 's Königsblüml is fünfmal so groß als wie an anders Edelweiß. In der Mitt, da hat's sechs gelbe Schöpferin, wie an anders Sterndl grad an einzigs hat, und

rings drum rum, da stehen dreißig bluhweiße Strahlen.“ (S. 18)

Die Mariann ist nach München gefahren, weil der letzte Brief von der Hanni ein wenig seltsam geklungen hat. Nun macht sich der Bauer Sorgen, weil seine Frau nicht mit dem vereinbarten Zug zurückgekommen ist.

Hier wird uns die erste Wiederbegegnung zwischen dem jungen Grafen und der Hanni, die sich seit der Kindheit nicht mehr gesehen hatten, beschrieben.

Am anderen Morgen schon kam Luitpold in den Finkenhof, brachte dem Bauer Grüße vom Vater und fragte nach dem ‚Ferdlnand’ und dem ‚Hannchen\ Mit Stolz erzählte Jörg von seinem Ferdl; dann holte er die Hanni; er hatte heimlich gelächelt, als er nach dem ‚Hannchen’ fragen hörte. Nun erschien sie unter der Tür, und da standen die beiden einander gegenüber und sahen sich an mit verwunderten Augen – das Mädchen den Jüngling mit der vornehmen, hochgewachsenen Gestalt, mit

> dem feinen, stolzen Kopf – und er das Mädchen mit dem Madonnengesicht und den tiefen Augen, in dem grauen Kleid, das sich in weicher Glätte um die sanften Formen des jungfräulichen Körpers schmiegte. (S. 38)

Und hier wird an die wundersame Auffindung von Veverls Vater, der von einem Baum erschlagen wurde, erinnert.

> […] sie wußten nicht genug zu reden von der wundersamen Gesellschaft, in der sie den Toten gefunden. Rings um ihn hätten die Bäume gewimmelt von Vögeln; Hirsche und Rehe hätten ihn im Kreis umstanden; auf seiner linken Schulter wäre ein weißer Vogel von Taubengröße gesessen, wie sie ihrer Lebtag noch keinen gesehen, und der hätte mit menschlicher Stimme zu dem Wild geredet; als sie sich genähert, hätte sich der Vogel pfeilgerad in die Luft erhoben, das Wild aber hätte sich nicht vertreiben lassen, und während sie den Toten bergwärts trugen durch die Nacht, hätten sie bald hinter sich, bald

seitwärts im Walde trippelnde Schritte gehört, so daß es ihnen ganz unheimlich geworden wäre und sie sich ein um das andere Mal bekreuzt hätten.

Doch dann kommt eine schreckliche Nachricht aus München: Die Hanni ist tot, ertrunken in der Isar.

Das Veverl versucht, mit einem Kerzenzauber die Umstände des Todesfalls zu ergründen.

Als sie wieder in der Stube erschien, brachte sie ein schmales Brettchen und einen roten Wachsstock. Aus dem dünn gezogenen Wachse schnitt sie kleine Kerzen von verschiedener Größe, die sie der Reihe nach auf das Brettchen klebte, so daß die kürzeste den Anfang, die längste den Schluß bildete. Dabei sprach sie keine Silbe; doch immer bewegten sich ihre Lippen, und in ihren nassen Augen glomm ein schwärmerisch heiliger Ernst.

Jörg ließ sie gewähren, obwohl er den Sinn und Zweck ihres Gebarens nicht verstand. Er mochte sich wohl denken,

daß sie wieder einmal einen jener seltsamen Bräuche übe, die der Vater im Waldhaus sie gelehrt hatte. Und was die Kerzen bedeuteten, meinte er aus ihrer Zahl erraten zu können – zwanzig – die Zahl von Hannis Jahren. (S. 76f)

Das Veverl schneidet aus einem Wachsstock zwanzig dünne Kerzen, je eine für ein Lebensjahr der Hanni, und zündet eine nach der anderen ab. Wenn eine Kerze ohne Probleme bis zum Boden abbrennt, zeigt das, dass sich die Hanni in diesem Jahr nichts hat zu Schulden kommen lassen. Wenn sich alle zwanzig Kerzen bewähren, steht ihr das Himmelreich offen.

Es währte kaum eine Minute, da war das erste Kerzlein niedergebrannt, und als das bläuliche Licht in dem zerschmolzenen Wachse knisternd erlosch, sprach Veverl mit bewegter Stimme:

„Wie ‘s Licht, lauter und klar,
So lauter von Sünden
Wird der liebe Herrgott finden,
Arme Seel, dein erstes Jahr.“ (S. 77)

Achzehn Kerzen brennen anstandslos ab, aber bei der neunzehnten geschieht ein Unglück.

Nun wieder erlosch ein Flämmchen, und Freude klang aus Veverls Worten:

„Wie ‘s Licht, lauter und klar,
So lauter von Sünden
Wird der liebe Herrgott finden,
Arme Seel, dein neunzehntes Jahr.“

Sie hatte das letzte Wort noch nicht gesprochen, als sich aus der Höhe des Herrgottswinkels ein leises Rascheln vernehmen ließ. Einer der geweihten Palmzweige, die den frommen Schmuck des Kruzifixes bildeten, hatte sich in der schwelenden Wärme losgelöst, glitt zwischen der Wand und dem Kreuzholz herunter und schlug mit der Spitze auf das Brettchen, die letzte noch brennende Kerze verlor ihren Halt, kollerte über die Brüstung des Altars, erlosch im Fallen und rollte qualmend über die Dielen.

Erblassend sprang das Mädel auf und stammelte, zitternd am ganzen Leib: „Heiliger Himmel! Jörgenvetter! D’ Hannibas is net gstorben nach Gottes

> Rat und Willen! Da ist ebbes Unguts gschehen. Oder a Mensch is schuld an ihrem Tod!“ (S. 79)

Zu diesem schlimmen Vorzeichen kommt noch ein arger Traum des Veverl.

> Als sie schlief, träumte sie, die arme Seele der Hannibas säße vor ihrem Bett, das Milchschüsselchen im Schoß, das weiße Brot in den durchsichtigen Händen; sie hatte traurige Augen und hatte sieben blutige Wundmale auf der Brust; als sie gegessen und getrunken, erhob sie sich und beugte sich über das Lager, um das Veverl zu küssen; ein eisiger Hauch entströmte ihren bleichen Totenlippen. (S. 83)

Um das Maß des Unglücks voll zu machen, kommt der Ferdl mitten in der Nacht heim, obwohl er doch noch beim Militär dienen müsste.

Dass mit dem Tod der Hanni etwas nicht stimmt, das kann man sich denken, denn sie ist sicherlich nicht aus Versehen in den Fluss gefallen. Wenn sie sich also das Leben

genommen hat, dann stellt sich die Frage, aus welchem Grund. Der Ferdl ist sich ziemlich sicher, dass die Schuld kein anderer als der junge Graf Luitpold trägt.

„Und er grad! Er! Dem ich so gut war! Für den ich mein Leben hätt geben können! Aber im ersten Zorn, da hat's mich packt, daß ich nimmer gwußt hab, was ich tu! Und erst, wie er dagelegen is vor mir, und 's Blut is an ihm niedergronnen -"

Mit schaudernden Sinnen taumelte Veverl in die Stube.

Jörg stürzte ihr entgegen, als wollte er sie wieder zurückdrängen über die Schwelle, aber das verstörte Aussehen des Mädels mußte ihn vermuten lassen, daß etwas Unerwartetes geschehen wäre. „Madl? Um Gotts willen, was is denn?"

Veverl wagte die Augen nicht zu erheben; zitternd stand sie und sagte dem Jörgenvetter, was sie gehört hatte.

„Ferdl!" keuchte der Bauer. „Fort! Da is der Rucksack, alles is drin, Geld, Gwand und Essen! Verhalt dich an keim

Platz net, morgen am Abend mußt du über der Grenz sein! Furt! In die hintere Stuben und durch d' Milchkammer aussi!“ (S. 89)

Der Ferdl hat den Grafensohn gestellt und schwer verletzt zurückgelassen; ob dieser lebt oder stirbt, das weiß man nicht. Als ob der Totschlag eines Adeligen noch nicht reichen würde, hat der Ferdl auch noch das Vergehen der Desertion auf sich geladen.

Sein Bruder Jörg rät ihm, sich sofort auf den Weg über die Grenze zu machen.

Kaum ist der Ferdl weg, kommen auch schon die Häscher.

„Herr Kommandant, ich muß melden, drin is er gwesen, drin im Haus, und durch'n Garten hat er fort wollen. Ich hab ihn gleich erkannt, an der Uniform, an der ich die Knöpf hab blitzen sehen. Aber wie ich ihm nach will, fallt dös Hundsvieh über mich her. Und natürlich, bis ich mir Luft geschafft hab -“

Ein dumpfer Schlag, dem ein schmetterndes Klirren folgte, übertönte die

Stimmen und die davoneilenden Schritte der Gendarmen.

Jammernd stürzte Veverl in den Flur und sah den Jörgenvetter neben der zerschellten Lampe wie leblos hingestreckt auf den Steinen liegen. Während sie sich an seiner Seite niederwarf, füllte sich schon die Tür mit den schreienden Mägden und Knechten. Emmerenz erschien mit einem Licht. Allen anderen voraus drängte sich Dori: „Veverl! Um aller Heiligen willen! Veverl! Dir wird doch nix gschehen sein?“

„Hilf, Dori, hilf, hilf!“ schluchzte das Mädel. „Da schau, der Jörgenvetter!“ (S.

Draußen vor der Tür ließ sich Valtls Stimme vernehmen: „Sauber! Schandari und Haussuchung! Und a Spitzbub unter’m Dach. Da kann sich der Finkenbauer sein’ Kampel scheren lassen. Goldfink? Ja, schön, ‚beim Mistfink’ sollt man’s heißen auf dem Haus.“ (S. 91f)

Dem Jörg ist nichts passiert, aber den Hund Haßl, der das Haus schützen wollte, haben sie abgestochen.

Da fing auch das Kind zu weinen an, und so hörten die beiden nicht, wie draußen in der Stube die Tür ging und Dori mit erloschener Stimme berichtete;

„Kei' Menschenseel is zum derschauen! Hint im Garten liegt der Haßl im Gras. Den haben s' mit'n Bankanett derstochen." (S. 93)

Der Ferdl ist doch nicht schnell genug, und man ist ihm im Gebirg auf den Fersen. Er versucht einen gewagten Sprung über eine tiefe Schlucht und stürzt in den sicheren Tod.

„Um Gotts willen, Ferdl, dös is ja verrückt, da springt ja kein Hirsch net ummi!"

Die Warnung kam zu spät. Schon schnellte Ferdl sich mit hohem Satz hinaus über den Rand der Schlucht. Die Verzweiflung mußte ihm die Kräfte zu solchem Sprung gegeben haben. Glücklich erreichte er auch mit den Füßen das andere Ufer, doch unter der Wucht des Sprunges brachen ihm die Knie. Jammernd warf Gidi sich mit gestreckten

Armen dem Freund entgegen, konnte ihn nimmer erreichen, nimmer fassen, sah ihn taumeln, sah ihn die Arme kreisend in die Luft schlagen und rückwärts niederstürzen über den Felsrand, unter dem gellenden Aufschrei: „Jesus Maria! Grüß mein' Jörgenbruder!"

Ein dumpfer Schlag, das Rasseln und Poltern der nachstürzenden Steine, und aus der Tiefe war nur noch das Brausen und Rauschen des Wassers zu hören, während in der Höhe der schneebedeckten Felsen mit grollendem Hall das Echo des Schusses verrollte.

„Jesus!" stammelte Gidi. „Unser Herrgott sei gnädig deiner armen Seel!" Er hob die zitternde Hand und bekreuzte das erblaßte Gesicht. (S. 108f)

Der Edelweißkönig beginnt mit einem Dialog, der den Leser in die Situation einführen soll, der aber etwas ungeschickt wirkt, weil die beteiligten Personen sich ausführlich über etwas unterhalten, was ihnen ohnehin zur Genüge bekannt sein müsste. Daran schließt sich eine längere erzählende Pas-

sage an, mit der Ludwig Ganghofer den Finkenhof und seine Bewohner vorstellen will.

Hat man diese Einführung aber erst einmal hinter sich, beginnt eine hochdramatische Handlung, die sich von Kapitel zu Kapitel weiter steigert, noch über das hinaus, was man für möglich halten würde.

Ganghofer erweist sich in diesem frühen Roman bereits als Meister der Erzählung und der Spannung. Seine Figuren haben nicht viele Facetten, aber die Missverständnisse, die Missgunst und das widrige Schicksal treiben die Handlung unerbittlich voran. Der kluge Gebrauch des Dialekts bewirkt, dass die Erzählung immer glaubhaft und realistisch bleibt, auch dann, wenn der Autor seine Phantasie ein wenig schweifen lässt.

Am Ende geht die Geschichte wie erhofft doch noch gut aus – aber nicht für alle. Zwei Unschuldige und ein Schuldiger verlieren ihr Leben, wie es nach Ludwig Ganghofers Meinung auf dieser Welt eben so zugeht.

Stefan J. Rümmele
Etwas Schwund ist immer
Roman
Verlag NeuWerk

LESEEMPFEHLUNG

Jens-Philipp Gründler

Stefan J. Rümmele
Etwas Schwund ist immer
Verlag NeuWerk, 302 Seiten,
Gebundene Ausgabe (ISBN 978-3-910300-07-1, 24,50 €),
Taschenbuch (ISBN 978-3-910300-06-4, 14,50 €).
Ochsenfurt 2023

Mit seinem Roman „Etwas Schwund ist immer“ entwirft Stefan J. Rümmele ein grandioses kulturell-soziales Historiengemälde, welches die Abenteuer einer Jugendclique in den frühen 1970er Jahren umreißt. In der unterfränkischen Weinhan-

delsstadt Kitzingen, wo die Freunde aufwachsen, spiegelt sich der Geist der Hippiebewegung erst allmählich wider. Einen markanten Einschnitt bedeutet etwa der Kinofilm über Woodstock, der eine ungewohnt hohe Anzahl von provinziellen Kinobesuchern anlockt.

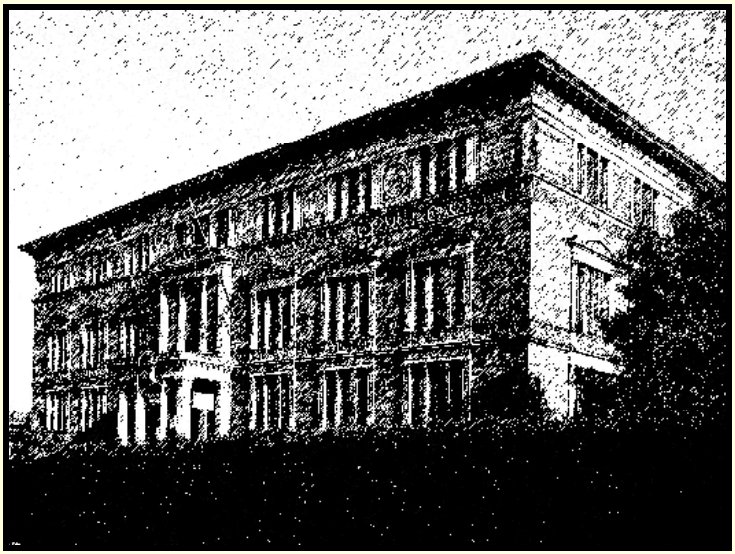
Rümmele, der mit 66 Jahren sein Romandebüt hinlegt, liefert der Leserschaft eine abwechslungsreiche, kurzweilige Unterhaltung, ohne dabei Tiefgründigkeit und philosophische Fragen zu vernachlässigen. Kurz gesagt; bei „Etwas Schwund ist immer“ handelt es sich um ein mitreißendes Lesevergnügen, welches in knappen Kapiteln präsentiert wird. Schrullige, kauzige Charaktere treten dabei auf die vom Autor bereitete Bühne, um der Leserschar Einblicke in ein oftmals tragikomisches Dasein zu gewähren. Der Freundeskreis um Sascha, Bandleader einer zunächst im ehemaligen Luftschutzbunker probenden, eher amateurhaft vorgehenden Rockgruppe herum, orientiert sich kulturell vor allem an den großen musikalischen Vorbildern. Woodstock wird auch modisch zum Maßstab. Jimi Hendrix, The Who, aber auch Deep

Purple und Pink Floyd sind die Heroen der provinziellen Schülerband, deren Partys vergleichsweise harmlos ausfallen. Unter den Augen der bürgerlich und klerikal geprägten Erwachsenen werden Limonade, Salzstangen, aber auch mal Asbach Cola und Zigaretten, oder Marihuana, konsumiert. Bereits schamhafte Erotik, die beim engen Tanz oder keusch ausgetauschten Küssen praktiziert wird, alarmiert die konservativsten Vertreter der Elternschaft. Diese ist indessen ihrerseits mit existentiellen Problemen beschäftigt. Saschas Eltern sehen sich mit dem Niedergang des Familienunternehmens konfrontiert, während ihr Sohn sein Glück in der Liebesbeziehung zu seiner Mitschülerin Amelie findet.

In der Stadt stationierte US-Soldaten, die hier auf dem Weg nach Vietnam Zwischenstopps einlegen, haben einen schlechten Ruf. Ihre Neigung zu Alkohol sowie illegalen Drogen, und ihre Vorliebe für Schlägereien missfallen den Kitzingern. Tatsächlich fallen in jener Zeit die ersten, in der Regel jungen Einwohner harten Rauschmitteln zum Opfer. Manche verlieren den Verstand

und müssen fachärztlich behandelt werden, andere sterben.

Obgleich der Autor dieser elegant miteinander verknüpften Erzählstränge den lockeren, unterhaltsamen Ton liebt, werden auch – z.T. harte – Schicksalsschläge nicht ausgeblendet. Diese Authentizität trägt dazu bei, dass der Lesegenuss angesichts der geschilderten Ereignisse äußerst intensiv ausfällt und „Etwas Schwund ist immer“ zu einem lesens- und empfehlenswerten Roman macht.



DER AUFBRUCH
Erzählung

Michael Wiedorn

Der Winter 1983.

Ich blätterte im Ausstellungskatalog über die „Neuen Wilden“ im Martin-Gropius-Gebäude. Rohe Erdmassen unter denen Tote ruhen könnten in verlassenen Heiden und bunte Lichter der Großstadt. Schillernd blau und brennend rot. Schmalhüftige Männer duschen im düsteren Azur eines kalten Morgens. Ich hörte Clash. Die Dumpfheit der Großstädte verwandelt sich in Zorn und explodiert und reißt die Betonmauern in Flammen auseinander. Eine innere Flut schwappte in meiner Brust auf. Draußen vor dem Fenster gefror alles Le-

ben. Im Winter verbrachte ich die Monate an die brennenden Heizkörper geklebt und las und las. Weit ab von allem Leben. Ein Gelähmter haust vereinsamt weit draußen in der Steppe in einer Festung aus Felsen. Etwas aber wollte sich in der Weite der Welt ausbreiten. Durch einen Job bei der Post in der Vorweihnachtszeit hatte ich etwas Geld verdient.

Jemand brach mich aus der Brutwärme meiner Kindlichkeit und gebot mir nach Berlin aufzubrechen. Ich fuhr per Mitfahrgelegenheit. Berlin tief hinter Stacheldraht und fleischgeilen Minen, umschlossen von feindlichem Umland, das vielleicht bald die Panzer zur feindlichen Übernahme losschicken wird. Eine Todeszone. Im Januar war es klirrend kalt und die Erde war graubraun und betonhart. Der Boden verweigerte dem Erschossenen die Aufnahme. Die Grenze schnitt, zerschnitt Deutschland und Europa wie ein frisch geschliffenes Skalpell, das zusammengehörende Glieder abtrennt. Der harte, als Streckschuss durchschlagende Blick eines Grenzpolizisten bohrte sich in das Innere meines Kopfes. Er verdächtigte mich. „Sag mir, wer du bist!“ Das Flucht-

licht des zwingenden Blickes. Es herrscht Lichtzwang! Das selbe Grün und Braun der Wiesen und Berge auf beiden Seiten der Grenze. Die selbe Sprache, die selben Fachwerkhäuser. Kontinentalplatten schieben sich unter die andere Kontinentalplatte. Der Erdboden reißt auf und bebt und wankt. Ein Fachwerkhaus bricht plötzlich auseinander. Ein tiefer Erdgraben klafft auf. Das Schlafzimmer entfernt sich Erdteile weit vom Wohnzimmer. Europa wird am Tag X radioaktiv verglühen. Ich werde es erleben!

Im Hinterland der Grenze begann wieder das fade Einerlei aus Autobahnen und Äckern. Deutschland ist ein langweiliges Land. Gleichmäßiges Rauschen des Autoverkehrs, die grauen Blechplanken am Straßenrand. Der schwarze Asphalt. Ich wurde von der Eintönigkeit müde, aber es war keine sanfte Schläfrigkeit, die mich in den Schlaf sinken ließ, sondern eine abschlaffende Unruhe, die es im Schädel bohren und stechen ließ. Wir hielten an einer Raststätte. Ein öder Steinbau. Wir aßen schnell eine Wurst und schluckten hastig schlechten Kaffee in unseren gierigen Schlund. Wir lebten nicht, sondern hatten

auf der Autobahn unseren Lebenslauf unterbrochen, um von dem letzten westdeutschen Ort, an dem man sein Leben abbrach, nach Berlin zu gelangen, wo man sein Leben wieder aufnahm. Wir durften nicht vom Weg abweichen. Wir befanden uns in keinem Land, sondern im Niemandsland. Während der Fahrt glotzte ich die Autobahnschilder an - weiße Schrift auf blauem Grund -, ob die Kilometerzahl nach Berlin gesunken sei. Am Ziel würde das Leben wieder zu leben anfangen. Wir hatten die Ausfahrt nach Leipzig schon hinter uns. Wir näherten uns Potsdam. Die hohen, braunen Kiefern und das kahle Gesträuch im schneelosen Januar. Unerreichbares, feindliches Ausland! Kanada und die Türkei lagen uns näher. Schwalben flogen weit entfernt in den östlichen Wolken. Sie zogen weiter nach Sachsen, Polen, die Weiten Zentralasiens, in die Mongolei.

Wir nähern uns Westberlin. Wieder Flutlichter, Minenfelder. Ein falscher Schritt auf der heimtückischen Erde und die Bilderfolge des Lebens explodiert und ist endgültig abgeschaltet. Kaltes Licht. Die Kälte durchschauerte meinen Körper. Ein unscheinba-

rer Grenzbeamter der Deutschen Demokratischen Republik musterte pedantisch meine Gesichtszüge durch ein schäbiges Kassengestell

Wannsee! Grunewald! Gründerzeitvillen in dunklen, zugewachsenen Gärten. Wir fuhren eine große Straße und näherten uns beharrlich dem glitzernden Leben einer Metropole. Die Dunkelheit und Verlassenheit draußen wurde durch fahles Licht aufgehellt. Die künstlichen Lichter der westlichen Vergnügungskultur vertrieb den Ernst der östlichen Steppen. Warm gelbes Licht, blaue und rote Leuchtreklame. Wir fuhren den Kudamm hoch und ich stieg am Bahnhof Zoo aus. Stieg ich wirklich Bahnhof Zoo aus? Ich kam vielleicht mit dem Zug an.

Bei den Bushaltestellen vor dem Bahnhofsgebäude stieg ich aus. Besoffene und Verdrogte standen im Frost. Der gefräßige Schlaf ließ wie Bleigewichte ihre klapprigen Beine in die Tiefe zum Erdboden runter unter den Asphalt drücken. Bevor das Erdreich sie verschluckte, rissen sich die Betrunkenen wieder in die Höhe und standen steif verkrampft in der Wirklichkeit. Die Augenlider wurden immer schwerer, traumverlo-

ren. In der Kälte saugt der Schlummer seine Opfer in die täuschende Wohligkeit seiner Sümpfe. Sanft und liebevoll ruft eine Betrügerin mit Stimme und Gesicht der Mutter das vertrauensvolle Kind in die Falle. Den Betrogenen erstarren Arme und Beine. Ich betrat die Bahnhofshalle. Schmutzige, grünbräunliche Fliesen glänzten schmutzig.

Gedämpftes Licht wie in einem Aquarium. Das Licht warf in den Ecken große Schatten. Touristen mit Koffern und Rucksäcken. Ausgemergelte, leichenblasse Jungs in meinem Alter lungerten herum. Hastig soffen sie ihr Bier und ließen ihren flackernden Blick auffällig unauffällig über die ganze Bahnhofshalle schweifen. Unauffällige, ältliche Männchen. Möglichst unauffällig. In einigen Jahrzehnten werde ich einer der ihren sein. Die Stille und Ereignislosigkeit in den Einzimmerappartements gealterter Junggesellen. Ihre ängstliche Feuchtigkeit wird die Härte der Jungs vergiften.

Als Kind sprach meine Mutter mit tiefem Grauen über gewisse Herren.

Spät in der Nacht kam sie einmal vom Elternabend. Sie stand an der geöffneten Türe meines Zimmers und achtete vor Auf-

regung kaum darauf, ob ich schon schlief, machte das Licht an und forderte, dass ich aufstehe und ins Wohnzimmer komme, um etwas sehr Wichtiges mit ihr zu besprechen. Beim Elternabend habe sie erfahren, dass sich ein Kinderschänder um meine Schule herumtreibe.“Ich muss dich jetzt aufklären über das in deinem Höschen und das mit den erwachsenen Männern“. Neugierig geworden, stand ich auf und ging ins Wohnzimmer. Die Heimgekehrte saß zitternd und nervös auf dem Stuhl und saugte verkrampft an ihrer Zigarette.

„Zuerst einmal bist du in letzter Zeit von einem fremden Kerl angesprochen worden?“ Ich schüttelte eifrig mit dem Kopf. Noch lange nicht beruhigt sagte sie: „Blicke mir fest in die Augen! Schwöre, dass du dich nie von jemand Fremdem ansprechen lässt, sondern möglichst schnell davonläufst!“ Ein schmieriger, alter Mann, dem lange Haare aus den Nasenlöchern wuchsen, hauchte mir seinen fauligen Atem ins Gesicht. Seine tränenden, traurigen Augen. „Schwöre es“ - forderte meine Mutter mit drängendem Ton. Der gelbhäutige Greis stank ölig wie vergammelte Fische, wie

mein eigener Erguss, der seit kurzem nachts und immer häufiger auch tagsüber aus meinem Glied schoss. Weiß-gelber Schleim wie Eiter aus einer Wunde. Die Frau hatte kein Organ, aus dem so etwas rann. Ich hob meinen Finger zum Schwur, dass ich, wenn ich angesprochen werden würde, rennen würde, um mein Leben rennen würde. Der alte Mann war da. Niemand konnte ihn sehen, aber ich spürte deutlich seine Gegenwart. Meine Mutter sog angstzerrissen an ihrer Zigarette. „Er hat schon einige Kinder in der Nähe der Schule angesprochen und von ihnen verlangt, dass sie sich das in der Hose ansehen. Wurdest du in letzter Zeit in dieser Hinsicht schon angemacht?“ Mich ergriff eine Unruhe und ich kam ins Grübeln und verneinte schließlich. Mir fiel plötzlich ein Mann mit pechschwarzen Haaren ein, die gar nicht zu seinem faltigen, argestorbenen Greisengesicht passten. Ich stand einmal nach Schulschluss im prallen Regen an der Bushaltestelle. Auf der anderen Straßenseite starrte er unverwandt zu mir. Er hatte keine Augen in den Höhlen. Schwarze Leere. Verwirrte Vögel flogen aus tiefen Kellern.

Ich sagte der Angstzerrissenen nichts von meiner Begegnung. Vielleicht war dieser Fremde nur ein Auswuchs meiner Träume.

Ein toter Junge trieb langsam den Fluss hinab. Nackt mit einer großen, zornigen Wunde zwischen den Beinen. Blut vermischt mit Eiter trat aus der klaffenden Wunde. War der aufgeilende Schleim nichts anderes als dieses Gift?

Meine Mutter drückte die angerauchte Zigarette im Aschenbecher aus und meinte, dass es Zeit sei ins Bett zu gehen. Ins Bett zurückgekehrt, im Dunklen hörte ich den Alten neben mir schwer atmen. Seine Hand berührte meine Haut. Er löste sich in mir auf. Meine Hand war im Mondlicht gealtert. Blut trat aus der Wunde.

Im Bahnhofsgebäude gab es eine schummrige, schmierige Kaschemme, in die sich kaum Touristen verliefen. Jahre später lief ich über die Bahnhofshalle. Aufgeregte und betreten blickende Leute standen um ein Häufchen. Auf dem Boden vor der Kneipe lag ein dicklicher Männerkörper in einer Blutlache. Ein Erschlagener. Ein Erstochener. Ich sah ein Häufchen. Ein Mann? Er soll

dicklich gewesen sein? Ich habe nie Tote gesehen.

Das Titelbild der „Kinder vom Bahnhof Zoo“ zeigt in Schwarz-weiß eine Alltagsszene in der Bahnhofshalle. „Die Kinder vom Bahnhof Zoo“ waren die heimlichen Helden gelangweilter, scheuer Landmädchen und akne- und lateingeplagter Internatsschüler irgendwo im Sauerland oder im Allgäu. Ein großgewachsener, breitschultriger Junkie mit bleichem, hartem Gesicht. Ein Krieger an der vorderster Front des Elends.

Was unternahm ich nach der Ankunft am Bahnhof? Suchte ich mir ein Hotelzimmer? Eine riesige Reisetasche aus Segeltuch hatte ich dabei. Mit hellbraunem Ledergriff. Zwei Pullover oder T-Shirts, eine Ersatzjeans, falls ich mal in die Hose mache. Habe ich seit Säuglingszeiten nicht mehr gemacht. Zahnbürste und Zahnpasta. Ich stelle mir vor, dass ich ein Hotelzimmer in einer Pension in der Kantstraße bezog. Hotelzimmer riechen häufig abgestanden, als überzöge ein dichter Film von Bakterien alle Möbel. Nachts stieg ich in den Schrank und versank in fremdes Dunkel. Der Geruch

wuchs zum unerträglichen Gestank an. Alles klebte von abgestandenem Schweiß. Die Bettwäsche war starr von fremden Ausscheidungen. Fremde Feuchtigkeit war in die Fasern und Härchen des Teppichbodens eingetrocknet. Es ekelte mich ins Bett zu legen. Nachts erwachte ich und wusste nicht, wo ich mich befand.

In den Jahren davor war ich mehrfach in Berlin gewesen. Ich wußte von nichts und lief nur den Kurfürstendamm auf und ab wie ein gefangenes Tier. Leer und sinnlos. Wer erlöst mich von der Ereignislosigkeit? Einmal fuhr ich mit der U-Bahn immer gerade aus zum Schlesischen Tor und lief immer weiter nach Osten. Von Kohlenausdünstungen schwarz gefärbte Brandmauern. Verfallene, nach Schimmel und Schwamm miefende Altbauten. Alle Straßen endeten abrupt an der Grenze. Der alles umschließende Todesstreifen. Ich lief ratlos durch die Straßen und fuhr zurück zum Zoo. Das Tier ist in sich und seinen Schrank gesperrt und nimmt nur das Dunkel seiner Gefangenschaft wahr. Im Schrank ist es gemütlich und die Abfolge der Zeit ist aufgehoben.

Sollte ich von zu Hause ausziehen? Das im Winter von der Zentralheizung beheizte Reihenhaus meiner Mutter in München. Mit Anfang Zwanzig sollte man in die weite Welt treten. New York, London, Rio. Woher soll das Geld kommen?

Ich besuchte das „Sounds“. Ich lernte eine Gruppe Jungs mit ihren Mädels kennen. Vor kurzem freigekauft aus der DDR. Sie standen jetzt staunend im Westen und erwarteten ein neues Leben. Einen Porsche, vielleicht eine tolle Eigentumswohnung oder ein Reihenhaus. Wir gingen gemeinsam ins Linientreu, der damals angesagten Disco. Ich weiß garnicht mehr, wie sie aussahen. Ich war nur froh mit jemand ins Gespräch zu kommen. Interessierten sie mich? Was sollten sie mit mir? Sie hatten mir ihr Leben in der DDR erzählt, was sie sicher schon unzählige Male erzählt hatten. Repressionen, schlechte Konsummöglichkeiten. Als sie ihren Text heruntergesagt hatten, schwiegen wir uns an. Ich fand das natürlich auch alles schrecklich wie wahrscheinlich die meisten Wessis. Meine neuen Bekannten fingen dann an, sich miteinander zu unterhalten. Es war Zeit, daß ich

aufstehe und meine eigenen Wege gehe. Mein ganzer Körper war ganz verspannt und verkrampft um meine Charaktermaske aufrecht zu erhalten. Inmitten der mich messenden und beobachtenden Blicke der feindlichen Mitmenschen könnten meine verkümmerten Beine einknicken und ich könnte hilflos zu Boden stürzen. Man würde mir mitleidig hoch helfen. Hinter meinem Rücken würde man hämisch tuscheln. Schleunigst verließ ich den Laden.

Den größten Teil des Tages verbrachte ich im Café Größenwahn. Ich wartete und wartete und hielt mich möglichst lange aufgrund meiner geringen Geldmittel an einem Glas Bier fest. Von dort ging ich später tief in der Nacht in Aufreißkneipen. Hinter dem Gefangen knallen die Eisentüren ins Schloss. Der Gefangene erwartet seine gerechte Strafe. Im „Knast“ war nur ganz klammes Licht. Schwarze Eisengitter, schwarz gestrichene Wände. Hier inmitten von Leder, Stahl und Muskeln passte ich mit meiner unterentwickelten Körperlichkeit und meinen dicken Brillengläsern wie die Faust aufs Auge oder besser wie ein bettlägeriger Greis auf einem Fußballfeld.

Die Leute waren mir damals zu alt. Mitte dreißig bis Mitte fünfzig. Schauspieler versuchen möglichst gut ihre Rolle zu spielen. Die Darsteller hier lebten ihre Charaktermaske lässiger und selbstverständlicher als ich. Sie waren mir deutlich überlegen indem sie es wagten zu zeigen, wer sie gerne wären, auch wenn sie es nicht sind. Was oder wen suchte ich hier? Gelegentlich sah ich attraktive Alterskollegen, zu denen es mich hinzog. Sie waren vielleicht in ein Gespräch versunken. Ich kam garnicht in Frage. Für sie war ich weniger anwesend als irgendein Barhocker oder ein Aschenbecher. Jemand, den ich bewunderte, stand alleine da. Ich ging einige Male an ihm vorbei und starrte ihn an. Er blickte bewußt wo anders hin. Er ließ seinen Blick über den ganzen Raum schweifen bis zu meiner Gestalt, sein Blick machte bei meiner Gestalt einen Sprung und ließ dann wieder seinen Blick über den restlichen Raum schweifen. Ich bin ein Stuhl, ich bin der gefüllte Aschenbecher, eine Ritze im Fußboden. Der Junge, der sich weigerte meine Anwesenheit wahrzunehmen, träumte. Er träumte nicht von mir. Er träumte den selben Traum wie

ich. Wir träumten von Stärke. Ein muskulöser Körper steht fest auf dem Erdboden. Blut rauscht durch seine Adern und belebt ihn. Er ist auf keinen Fall ein Geist. Um mit jemand anderem ein Gespräch aufzunehmen, müssten meine Gedanken und Gefühle sich leichter in Worte und Gesten umwandeln. Alles in mir verkrampft sich in Gegenwart eines Anderen. Der Mitmensch stört mich. Er ist der Feind und soll qualvoll verrecken. Der Andere raubt mir mein Ich.

Ein Kampfboxer oder zumindest ein Kampfboxerdarsteller mit verhärteter Fresse und zerschlagenem Nasenbein betritt den Laden. Spöttische Augen zeigen seiner Umwelt, daß der noch kommen muß, der es mit ihm aufnehmen kann. Blonder Bürstenschnitt. Das enge T-Shirt

läßt den Blick frei auf den massiven Brustkasten. Der Junge in schwerer Erdmannlederjacke, der bis jetzt lässig mit dem Rücken an die Theke gelehnt saß und dessen Blick voller Verachtung über mich und das restliche Volk streifte, durchzuckte plötzlich ein Blitz beim Blick in die ihn anstarrenden in sein Herz und seine Eingeweide eindringenden Augen des Boxers.

Der Blick ist nicht mehr verschwommen, verträumt, ziellos, sondern verhärtet sich zu einer Zuneigung suchenden Feindschaft. Sie können sich gegenseitig ernst nehmen. Ein Stich ins Auge. Ein scharfes Messer durchschneidet den glitschigen Augapfel. Es war mir endgültig klar, daß ich nicht die geringste Chance hatte, zur Debatte zu stehen. Mit meinem Glas Bier lief ich jetzt orientierungslos im Laden hin und her. Das Bier beruhigte mich und hüllte mich in einen bleiernen Mantel aus wohliger Zukunftslosigkeit. Ich empfand keinerlei Geilheit. Später lernte ich einen netten Jungen kennen, bei dem ich übernachtete. Übernachtete ich während meines Berlinaufenthaltes jemals in einem Hotel?

Tagsüber saß ich wieder im Café Größenwahn. Das Tagescafe für die interessante Jugend und die sich dafür hielten. Ich wollte aus meiner Ereignislosigkeit herausgerissen werden - aus meinem bleiernen Dornröschenschlaf erweckt werden. Man hat mich zu lebenslänglichem Schlafwandeln verurteilt. Am Spätnachmittag betrat ich das Café bis tief in die Nacht. Wäre jemand plötzlich auf mich zugekommen, hät-

te fordernd seinen Zeigefinger auf meine Brust gesetzt, hätte mir herausfordernd in die Augen gestarrt und hätte mich ins Gesicht gefragt: „Worauf wartest du?“ - wäre ich aus Verlegenheit ganz durcheinander gewesen, hätte wirre Satzbrocken gestottert und hätte mich aus Scham in meine Bestandteile aufgelöst. So eine direkte Frage, die eine genaue Stellungnahme gefordert hätte mit daraus sofort folgenden Konsequenzen, hätte mich zertrümmert. Hier wartete ich Stunden lang. Saß mal an der Theke, mal mitten im Raum an einem Einzeltisch und blätterte gelangweilt in einer Zeitschrift oder versuchte mich zu konzentrieren um in einem Buch zu lesen. Betraten Leute das Lokal, die mich interessieren könnten, wußte ich nicht, wie ich mich verhalten sollte. Einfach auf die neuen Gäste zuspringen. „Hallo, hier bin ich“ - zu schreien. Die Eingetretenen setzten sich an einen Tisch bewußt möglichst weit entfernt von mir. Eine unsichtbare Panzerglaswand trennte mich von ihnen. Sie trennte mich von der gesamten Menschheit. Ich bin kein Mensch. Ich schlängelte mich an den Tisch der Fremden. Mich unbemerkt dazusetzen

und so erscheinen, als säße ich schon seit dem Urknall auf diesem Stuhl. Fest und selbstbewußt. Die zwei Jungs am Nachbartisch waren in meinem Alter, unterhielten sich miteinander, kannten sich anscheinend schon recht gut, hatten sich viel zu erzählen und hatten kein Interesse und keinen Bedarf an neuen Bekanntschaften. Ich störte sie nicht. Sie beachteten auch nicht die Einrichtung oder das Geschirr oder die anderen Gäste.

Die beiden am Tisch waren groß und kräftig und röhrte sich mit eisenharten Stimmen zu. Während des Gebrülls schwitzen die Hirsche und sind ganz feucht. Die Jungs hatten schwere Motorradkleidung an. Schwarzes Leder. Auf dem Tisch lagen schwarze Integralmotorradhelme.

Die Visiere zugeklappt. Hirsche stinken. Als sie aufstanden um das Lokal zu verlassen, gelang es mir mich aufzuraffen, sie zu fragen, ob es jetzt irgendwo einen anderen, guten, belebten Laden gibt, wo mir das Abenteuer auf dem Tablett serviert wird. Wo man hingehen könnte jetzt. Ich bin hier fremd. Vielleicht nehmen sie mich in ihren Bruderbund auf. Vielleicht werde ich einer

der ihren. Falls sie überhaupt auf mich reagieren, entsteht aus den Allerweltsfragen ein nichts sagender Palaver aus den gängigen Gemeinplätzen, wie sie belanglose Touristen mit belanglosen Einheimischen austauschen. „Woher kommst du?“, „Bleibst du lange in Berlin?“, „München ist sooo konservativ!“ Was man halt so sagt. Sie wußten kein anderes Lokal und hätten sie eins gewußt, hätten sie es mir sicher nicht verraten. Einfach weil sie keinen Bock hatten, wegen mir das Maul auf zu machen. Sie sahen mich vor allem überdrüssig an und wollten weiter. Die Bedienung an der Theke hielt mich sicher für einen trostlosen Nachwuchspenner, der sich grämlich durch das Leben ödet. Keine Freunde, keine Arbeit, keine Interessen, keine Ziele, keine Ansichten. Sie wird sich wahrscheinlich gar nichts denken. Werde ich in wenigen Jahren im Obdachlosenasyl landen? Vielleicht werde ich reumütig wieder in mein Heimatkaff irgendwo in Westdeutschland zurückkehren und das Sündenbabel verachten.

Eine Gruppe aus Jungs und Mädchen betraten das Café. Von der Theke beobach-

tete ich sie. Sie stellten sich ebenfalls an die Theke. Unmittelbar neben dem Hocker, auf dem ich saß, stellte sich ein Junge mit kühler Ausstrahlung. Schwarze, zurückgekämmte Haare mit Koteletts und kalten, blauen Augen, die das Gegenüber mit brutaler Direktheit anblickten, falls er seinen Mitmenschen für würdig erachtete von ihm angeblickt zu werden. Neugierig blickte ich ihm von der Seite ins Gesicht. Er sah gelangweilt in die andere Richtung. Er hatte keine Lust angesprochen zu werden. Ich riß mich zusammen. Ich zwang mich und frug ihn etwas. Was wollte ich von ihm erfahren?

Seine strahlend blauen Augen tauchten mit ihrem Leuchten in meine Augen. Er antwortete nicht. Er drehte dann den Kopf in eine andere Richtung und lächelte dem Mädchen zu, das wohl seine Freundin war. Eine fade Blondine mit Pferdeschwanz und ebenfalls klaren und eisigen, blauen Augen. Eine dünkelhafte Kälte. Sie war vielleicht eine Tochter aus gutem Hause. Sie legte Wert darauf Abstand zu halten gegen die Zumutungen einer verprollten Umwelt. Sie beantwortete seinen Blick mit starren Au-

gen, als frage sie sich und vor allem ihn, was mein Umgang für ihn bezwecke. Sie warf mir einen flüchtigen Blick zu. Er sagte zu mir: „Du hast eine schicke Lederjacke an. Sieht aus wie die Lederjacken der Piloten der Luftwaffe.“ Er betrachtete aufmerksam meine Jacke, die ich ein Jahr zuvor in München gekauft hatte. Ein nicht sehr dickes, glattes Leder. Der breite Kragen ließ die Schultern wachsen. Die Lederjacke meines Gesprächspartners gefiel mir. Ich hielt sie für eine Original-Erdmann-Lederjacke. Meine eigene Jacke gefiel mir, aber ich war an sie gewöhnt. Sie war sehr elegant geschnitten. Ich mochte gröbere Motorradlederjacken. Mein Gesprächspartner betastete das Leder meiner Jacke.

„Entschuldigung, ich möchte nicht aufdringlich sein“ - sagte er fast eingeschüchtert. Er betrachtete mein Kleidungsstück voller Sehnsucht. Im Traum sah er sich selbst als Pilot der Luftwaffe. „Wir könnten in mein Auto steigen und unsere Jacken tauschen, wenn du damit einverstanden bist.“ Er beobachtete aufmerksam meine Augen und wartete auf meine Reaktion. Seine Augen leuchteten erwartungsvoll. Er

hielt mir das Leder seiner Jacke entgegen, um mir seine Qualität zu zeigen. Seine kräftigen Hände klopften auf seine gesteppten Schultern. Ein Ritter in seiner Eisenrüstung mit Scharnieren und Nägeln. „Meine Jacke ist sehr männlich. Sie würde dir gut stehen.“ Zwischen meinen Beinen schwoll es wohlig an. Wir verließen das Café. Seine Freundin sah uns mißtrauisch nach. Sie hielt ihren Kopf etwas schräg und ihre Augen waren von Zorn ganz klein. „Ich komme gleich wieder“- vertröstete er sie. Ich werde in die von ihm entleerte Hülle seines Körpers schlüpfen und mit meinem neuen, gestohlenen Körper das Weite suchen. Ich stieg mit ihm in sein Auto, wir nahmen unsere Sachen aus den Jackentaschen, tauschten die Jacken und zogen sie an. Wir saßen dann schweigend nebeneinander im Auto und sahen geradeaus durch die Windschutzscheibe auf die dunkle Straße. Er hatte die Hände auf seinen Schenkeln, begann ein Paar Takte zu klopfen und meinte dann: „Laßt uns wieder reingehen! Die Jacke steht dir - wirklich.“ Er sah lächelnd auf meinen Oberkörper. Ich sah im durch die Straßenlampen erzeugten Halbdunkel das Weiß

seiner Zähne leuchten. Wir stiegen aus dem Wagen und kehrten zurück. Als wir wieder eintraten, sah das Mädchen leicht spöttisch auf unsere vertauschte Kleidung. Er klopfte mir kameradschaftlich auf die Schulter. „Tja, vielen Dank für dein Vertrauen. Jeder hat jetzt das an, was ihm steht.“ Seine Jacke, die ich jetzt anhatte, roch nach seinem Schweiß. „Ich möchte mit meinen Freunden noch etwas besprechen. Tut mir leid!“ Er zog aus der Innentasche seines ihm neuen Kleidungsstück einen Kugelschreiber und einen Zettel. Er schrieb etwas auf den Zettel und übergab ihn mir. Ich las seinen Namen und seine Telefonnummer. „Wir könnten uns mal treffen“ - meinte er. Er verabschiedete mich und ich setzte mich woanders hin. Aus der Ferne beobachtete ich, wie er seine Beute seinen Kumpels zeigte.

Sie bewunderten ihn. Ich roch seinen Schweiß. Die Erdmannjacken mit ihren gesteppten Schultern und dem gröberen Leder hatte ich öfter bei Lehrlingen und jungen Arbeitern gesehen. Ein Paar Tage später rief ich ihn an und traf ihn abends im Café Größenwahn. Seine Leute waren mit ihm. Er trug jetzt seinen neuen Erwerb. Ein

O□ziersanwärter der Luftwaffe. Ich hatte hier unter seinen Freunden nichts zu suchen. Ein Eindringling. Wir alle stiegen in seinen Wagen und fuhren in der Gegend des Nollendorfplatzes herum. Er unterhielt sich mit seinen Kumpels. Ich hatte nichts zu sagen. Er saß am Steuer und fuhr. Er führte. Er erzählte, daß er als Arzt, der an Operationen beteiligt ist, keinen Alkohol trinken darf. Er hat Verantwortung über Leben und Tod und ist zu Disziplin verpflichtet. Am Abend vor einer Operation geht er schon sehr früh ins Bett. Er muß immer nüchtern und wach sein, um den Tod zu bekämpfen. Seine kalten Augen blickten starr auf die vor ihm liegende Fahrbahn. Klare Ziele. Er weiß, was er will. Er darf nicht einfach in Vergessen und Dämmerung abtauchen. Der kleinste falsche Handgriff bei einer Operation tötet oder verstümmelt die ihm ausgelieferten Patienten. Seine starken Hände halten das Steuerrad. In seinen harten Augen stieg etwas Träumerisches auf. Die Brust des Patienten ist aufgeschnitten.

Das Objekt ist ihm auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Das rote Herz pulsiert. Er

könnte jederzeit mit seinem bloßen Handgriff das Herz zum Stillstand zwingen.

In Kreuzberg - in der Oranienstraße - betrat ich einen Punkladen. Im Nebel meiner Erinnerungen sprach ich mit einem Punk mit abstehenden, pechschwarzen Haaren. Mecki-Frisur. Ein fröhlicher Igel aus dem Kinderbuch. Ich weiß nicht mehr recht, was ich mit ihm sprach. Die Worte sind vielleicht schon während des Gespräches verdunstet. Seine Haare waren nicht pechschwarz sondern fichtengrün. Auf den von Müllhalden geholten, zerschlissenen Sesseln und Sofas saßen und lagen Betrunkene und Schlafende. Einem Schlafenden hing der Kopf in der Luft dem Boden entgegen. So ein Kopf löst sich im Suff leicht vom Rumpf und geht für immer verloren. Köpfe sitzen locker und man muß sich immer wieder versichern, daß sie noch fest auf dem Hals befestigt sind. Mit meinem Gesprächspartner besprach ich, dass ich kurzfristig in ein besetztes Haus ziehe. Was ich mich erinnere, waren die Wände in diesem Club schmutzig weiß, aber von schwarzen Schattierungen wie von Kohle oder Ruß angefressen. Hier befand sich früher wohl

ein Kohlenladen. Wir hielten uns in einer Höhle auf, die tief in die Erde führt und im blinden und tauben Schwarz des Bierschlummers versinkt. Fremde Leute sind unberechenbar. Ich bin niemandem aufgefallen.

Einige Tage später lief ich wahrscheinlich mit dem selben Punk über die Oranienstraße und er erklärte mir seine Bewunderung für Franz Josef Strauß. Er sah in mir jemanden, der nicht dazugehört und sprach sich aus.

In einer kreuzberger Kneipe trat mir aus dem Dunst ein verlebter Mann mit krebsrotem Gesicht entgegen. Das lange, schwarze Haar am Nacken zu einem Zopf gebunden. Er baute sich unmittelbar vor mir auf. Unsere Gesichter stießen fast zusammen. Seine Augen funkelten mich böse an. Er lächelte giftig. Ich spürte seinen Atem und die unruhige Kraft seines Körpers. Seine Nähe erregte meinen Brechreiz. Sein Haß. Plötzlich riß er seinen Pulli hoch und die käsig bleiche Haut über seinem quellenden Bauchfett war von rechts nach links von der Narbe einer Schnittwunde überzogen. Jemand wollte den Mann wie ein Schwein

abschlachten. Er blickte mir penetrant in die Augen. Er forderte von mir, dass ich deswegen meine überfällige Rechnung begleiche.

Ich verbrachte die Nacht im Punkladen, soff Unmengen Flaschenbier und ging im Morgengrauen mit meinem neuen Kumpel in sein besetztes Haus zum Übernachten. Eine Bruchbude mit bröckelnden Mauern. Im Treppenhaus fehlte das Geländer. Er stellte mich zwei Jungs vor, In deren Zimmer ich mit schlafen sollte. Sie waren über den Parasiten nicht erfreut. Sie waren stolz auf ihre CD-Sammlung. Der Eine warnte mich gleich statt einer Begrüßung, daß ich meine Pfoten von den CDs halten solle. An einem trüben Nachmittag saßen wir im Kreis auf Matratzen und Polstern und ließen die verschiedensten Drogen, je vielfältiger desto besser, herumgehen. Die Wände waren grau. Der Nachmittagshimmel war grau. Nüchtern ist die Welt nicht zu ertragen. Ein Fläschchen Poppers wurde herumgereicht. Jede Nase schnüffelte daran. Das Blut stieg mir zu Kopf. Das Herz pochte beschleunigt. Was mache ich jetzt mit der Erregung hier? Wir saßen träge auf den Mat-

ratzen und schwätzten irgendetwas oder schwiegen. Ein Joint wurde herumgereicht, dann einige Pillen. Mein Begleiter stellte mich den Anwesenden vor. Ihre Blicke frugen: „Wer ist denn das? Was hat der hier zu suchen?“ Niemand sagte etwas gegen mich. Meine graue Segeltuchtasche trug ich in ein Zimmer mit bröckligem, angegrautem Verputz und verließ vertrauensvoll das Haus um abends wiederzukehren. Bei meiner Rückkehr war meine Tasche verschwunden. Sie hatte sich in meiner Abwesenheit in Luft aufgelöst. Ein grämlich gefaltetes Gesicht mit langen, schwarzen Indianerhaaren erklärte, hier wäre nie irgendein Gepäck von mir da gewesen. Niemals! Es baute sich auf. Das Gesicht verhärtete sich. Will hier jemand Streit?

Schweigend stand mein Feind wie eine Festung da. Ein Schlag in meine Magengrube. Ich verzog mich feige.

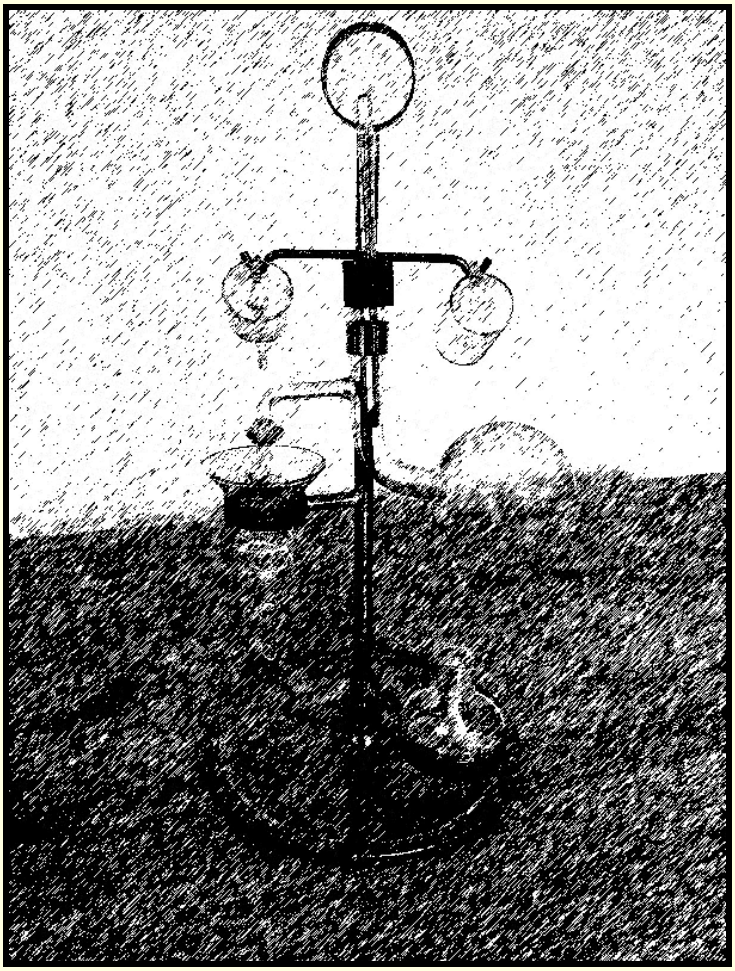
Ich hatte in den besetzten Häusern nichts zu suchen. Mich langweilte die Vorstellung einer besseren Welt. Das Gute sperrt den Gläubigen in seine Vorurteile ein. Zarte Seelen gleiten schmeichelnde Floskeln flüsternd und mit aus Angst vor

Verwundungen zaghaften Gesten aneinander vorbei. Schmerzlosigkeit lässt uns uns selbst entgleiten.

Nachts schlief ich weder in besetzten Häusern noch im Hotel. Mein Geld ging aus. Ich übernachtete nie auf der Straße, unter Brücken oder in Obdachlosenasylen. In Clubs lernte ich Jungs kennen, die mich nett fanden, die ich nett fand und wir gingen zu ihnen nach Hause. Wir umarmten uns und vielleicht küssten wir uns. Dann legte sich jeder auf seine Seite und schlief ein. Ich mag andere Körper mit ihren Schleimausscheidungen nicht. Ich hasste meinen ungeschickten, ausgemergelten Körper. Es ist für mich beruhigend andere Menschen als klar umrissene Gegenstände im Raum zu sehen. Im Zimmer steht der Gegenstand Schrank, der Gegenstand Stuhl, der Gegenstand Mensch. Ich verstand nie, daß sich zwei Körper aneinander reiben und sich gegenseitig in Ekstase steigern. Die Anderen sind weit, weit entfernt.

Ich lag mit einem Fremden im Bett. Er fiel über mich her und wollte mich sich einverleiben. Die

Gegenwart des Anderen verwirrte mich. Ich wußte dann nicht mehr, wer von uns beiden ich war. Das Messer schnitt. Ratsch! Ganz schnell von rechts nach links! Er sollte nicht meine Mutter sein. Nachmittags erwachte ich alleine in einem fremden Bett. Durch die Fensterscheiben leuchtete der weiß-graue Himmel. Ich hatte die Schnauze voll von Berlin. Ich sehnte mich nach der Wärme einer Zentralheizung.



DER ZAUBERER UND DAS SEEUNGEHEUER

Erzählung

Entstanden ca. 3896 nach der Neuerschaffung der Welt (mündlich überliefert; nicht verifizierbar)

Florian Frankhauser

Viele, viele Jahrhunderte vor unserer Zeit lebte in der Magieakademie von Blos Prana ein Zauberer, der durch einen schrecklichen Unfall seinen Sohn verloren hatte. Verzweifelt unternahm er alles, um das Unglück rückgängig zu machen …

Mavise Nilryn stand an seinem Arbeitstisch. Es war kalt im Turmzimmer, das bemerkte er jedoch nicht. Angespannt blickte er auf die Gerätschaften vor ihm. Kohlen schwelten in einem zylindrischen Metallbehälter, warfen durch ihr Glühen undeutliche Schatten in den ansonsten schwach erhellten Raum, und erhitzten das Gebräu, das Mavise angemischt hatte. Es befand sich in einem großen Glasgefäß innerhalb des Behälters.

Aufmerksam verfolgte er, wie Dampf von der trüben Flüssigkeit aufstieg, durch ein kleines Röhrchen an der Oberseite quoll, sich seinen Weg durch gewundenes Glas bahnte und kondensierte. Dabei änderte es seine Farbe von milchig-weiß zu hellblau. Der Zauberer ballte die linke Hand zur Faust, freute sich und hoffte, dass der weitere Prozess ebenso verlief, wie er sollte. Einzelne Tropfen der verfärbten Flüssigkeit fielen in eine andere. Diese sah aus, als würde geschmolzenes Eisen in dem kleinen Glaskolben hin und her schwappen. Es handelte sich aber um eine Mischung aus Eisenblattblüten, die wie spitz zulaufende

Metallbatzen aussahen, mit Meerwasser und reinem Alkohol.

Mavise betrachtete gebannt jeden einzelnen Aufschlag der Destillatstropfen im Gemisch. Langsam veränderte sich die Konsistenz und die erzeugten Wellen hoben sich nicht mehr so weit empor und flachten schneller ab. Er war mit dem Ergebnis zufrieden, als die metallglänzende Flüssigkeit sich nicht mehr bewegte, wenn ein Tropfen darauf fiel. Dann nahm er den Glaskolben aus der Halterung und setzte ihn vorsichtig in ein Wasserbad. Dieses sollte die geleeartige Masse erwärmen. Durch Zusatz einer weiteren – diesmal orangen – Tinktur erwartete er, dass sie sich erneut verflüssigen würde. Vorsichtig goss er sie hinzu und beobachtete das Geschehen.

›Nein! Es dauert viel zu lang.‹ Besorgt wartete Mavise. Seine Hand fing an zu zittern. Dann endlich, nach zu langer Zeit, verflüssigte sich das Gelee. Hastig stellte er sein Glas ab, zupfte ein paar Haare aus der toten Maus, welche er zuvor ertränkt hatte, und warf sie in den Glaskolben. Dann wartete er erneut. Die Haare mussten sich komplett auflösen. Nur so wurden die Le-

bensinformationen der Maus dem Gebräu hinzugefügt. Das war sein Plan und er betete zu allen fünf Göttern – und zum Verhüllten –, dass es funktionierte. Es musste gelingen, nur so konnte er seinen Sohn zurückbekommen. Ohne, dass er die anderen Zauberer gegen sich aufbrachte. Die hatten sowieso schon ein Auge auf ihn und seine Forschung geworfen und verfolgten wachsam jeden seiner Schritte. Sein Blick huschte zu der kleinen Steinschale, in der er die Haare seines geliebten Kindes aufbewahrte. Erneut widmete er sich seiner Aufgabe.

Einige Zeit später rührte er mit einem kleinen Glasstab in dem flüssigen Gelee und entdeckte keine Haare mehr. Ein tiefer Seufzer der Erleichterung entfuhr ihm.

Mavise legte den Stab zur Seite, nahm den Kolben aus dem Wasserbad, drehte die Maus auf den Rücken und goss ihr einige Tropfen in das starr geöffnete Maul. Dann wartete er. Das Tier sollte in einigen Minuten anfangen, zu atmen, und sich rühren … Der Zauberer harrte aus, am ganzen Körper angespannt, die Hände zu Fäusten geballt. ›Hat sie sich bewegt? Der Brustkorb hebt und senkt sich, oder?‹

Er bewegte seinen Kopf näher an die Tischoberfläche heran und kniff die Augen zusammen. Ja, der Bauch der Maus hob sich. Er hielt den Atem an … Dann musste er entsetzt mit ansehen, wie der Körper des Tieres in sich zusammenfiel und zu schmelzen begann. Nein, das konnte nicht sein … durfte nicht sein! Verzweifelt richtete Mavise sich auf, raufte verzweifelt seine zotteligen, schulterlangen Haare und ließ sich dann in den Stuhl hinter ihm fallen.

›Schon wieder ein Fehlschlag. Der wievielte ist das jetzt?‹, überlegte er. Tränen kamen ihm. ›Tagelang habe ich es versucht, mir rennt die Zeit davon. Mein Sohn wird bald anfangen zu verwesen, dann kann ich ihn nicht mehr zurückholen.‹

Wütend sprang er auf, packte den Glaskolben mit der angemischten Flüssigkeit und warf ihn gegen die Steinwand seines Zimmers. »Verdammte Götter, wieso habt ihr ihn mir genommen! Und wieso helft ihr mir nicht, ihn zurückzuholen?«, schrie er. ›Jetzt gibt es nur noch eine Möglichkeit: Ich muss die Zeit zurückdrehen!‹

Nervös lief Mavise in seinem Zimmer auf und ab und überlegte fieberhaft, wie er an den Folianten ›Libu Tapuis‹ gelangen sollte. Er befand sich in einem verschlossenen Bereich der Akademie, in den nur die Mitglieder des Zirkels Zutritt hatten. Er hatte genug Zauberpulver und wusste, wie er Schlösser öffnete. Außerdem war er ein Experte im Entfernen von magischen Fallen und Schutzzaubern. Aber es war trotzdem ein großes Risiko.

›Ich muss es eingehen. Ich muss meinen Sohn wieder in meine Arme schließen. Nichts ist wichtiger … Aber was ist, wenn ich den Zauber wirke und die Welt geht unter? Wahrscheinlich ist es nicht ohne Grund verboten, an der Zeit herumzupfuschen.‹ Stumm hielt er ein Zwiegespräch mit sich selbst. Die Arme auf dem Rücken verschränkt, die Hände in ständiger Bewegung. Unbewusst knetete er sie. ›Was soll schon geschehen? Außerdem ist es vollkommen egal, wenn ich dabei sterbe. Innerlich bin ich sowieso schon tot. Was ist mit meinen Freunden und der restlichen Welt? Die lachen über mich, dass ich versuche, meinen Sohn zurückzuholen, und Natlara

interessiert sich noch weniger für mich als ich mich für die Welt ohne ihn.‹

Abrupt blieb er stehen. Die Entscheidung war gefallen, der Entschluss gefasst. Er würde sich den Folianten besorgen und noch heute Nacht das Unglück rückgängig machen. Erleichterung durchflutete Mavise. Es war, als würde eine Last von seinen Schultern abfallen. Die schlaflosen Nächte waren vergessen, seine Müdigkeit verschwunden. Er setzte sich an seinen Tisch und grübelte angestrengt, wie er unbemerkt in den Bereich des Zirkels gelangen konnte. ›Ein Blendtrank. Das ist meine einzige Möglichkeit‹, schoss ihm durch den Kopf. ›Ich muss einen herstellen.‹

Stunden später hielt er ein kleines Fläschchen in der Hand, betrachtete die klare, schlierige Flüssigkeit, zögerte einen Augenblick, dann stürzte er den Inhalt hinunter. Schnell griff er sich eine weitere Ampulle, in der sich sein Zauberpulver befand, und hastete los. Er hatte nicht viel Zeit, denn die Wirkung des Blendtrankes hielt nicht lange an. Die Treppe von seinem Turmzimmer hinab nahm er in großen Sprüngen. Unten angekommen stürmte er

den Gang entlang, hastete an unzähligen Abzweigungen vorbei, rempelte einen seiner Magierkollegen an, dass der alles fallen ließ, was er trug – der Mann wusste nicht, wie ihm geschah, und auch nicht, wer ihn angerempelt hatte –, und erreichte schließlich das große Tor der Bibliothek. Eine kleinere Tür befand sich in dem riesigen Durchgang.

Vorsichtig öffnete er diese, schlüpfte hinein und ging langsam an den deckenhoch aufragenden Regalen vorbei. Über und über waren sie mit Büchern, Rollen, Briefen und allen möglichen anderen Korrespondenzen und Schriftstücken bestückt. Es war unglaublich, welchen Wissensschatz die Magieakademie behütete. Die Bücherei beinhaltete sogar mehr Wissen als die Tempel der Kirchen – allen voran die des Feuers.

Unruhig sah Mavise sich um, konnte aber niemanden entdecken. Die Nacht war schon weit fortgeschritten und Panrhea – der kleine bläuliche Mond – sowie Iquimir – der große hellviolette – befanden sich auf ihrem Weg hinunter zur Horizontlinie. Von seinem Standpunkt aus konnte er beide durch eines der großen Fenster erkennen.

Sie standen rund am Firmament und Mavise nahm das als gutes Zeichen auf. Es war sehr selten, dass beide zur gleichen Zeit einen vollkommenen Kreis bildeten. Ein letzter Blick nach oben, dann konzentrierte er sich wieder auf seine Aufgabe: Den verschlossenen Bereich betreten und ›Libu Tapuis‹ entwenden!

Am Ende der großen Halle erreichte er ein ebenso großes Tor, wie jenes, durch das er in die Bibliothek eingetreten war. Es besaß kein Schloss und keinen Riegel und auch die kleine Tür, die darin eingelassen war, konnte nicht durch Krafteinwirkung geöffnet werden. Der Magier kniff die Augen zusammen, überlegte kurz, dann schluckte er ein wenig von dem ockerfarbenen Pulver, leckte sich über seine rissigen Lippen und murmelte einen Zauberspruch. Ein leises Klicken ertönte, dann teilte sich die Holztür genau in der Mitte und schwang einen Fingerbreit auf. Bevor Mavise sie aufstieß, kümmerte er sich um die Schutzzauber und Fallen. Erneut schluckte er Zauberpulver, rezitierte die Sprüche in geforderter Klangfarbe und den benötigten Worten. Mit mehreren, aufeinanderfolgen-

den Funkenschauern lösten sich die eingebrannten Zauber in Luft auf.

›Waren das alle?‹, überlegte Mavise, genehmigte sich einige weitere Flocken von seinem Pulver, fuhr sich kurz mit der Hand durch den unsauber gestutzten Dreitagebart, wischte sich die schweißnassen Hände an seiner grünen Robe ab und murmelte einen anderen Spruch. Der sollte ihm zeigen, ob sich noch weitere, verborgene Magie in der Nähe befand. Mit zusammengekniffenen Augen wartete er, dass sie sich zeigte. Da er nichts erkennen konnte, ging er davon aus, dass er alle Zauber aufgelöst hatte. Erleichtert durch das Ergebnis und darüber, dass sich niemand in der Bibliothek aufhielt, seufzte er kurz und stieß die Tür auf. Weitere Regale erwarteten ihn. Wie der Raum zuvor wurde hier alles mit Leuchtkieseln erhellt.

Er schritt die Regale entlang und besah sich die im Holz eingebrannten Inschriften. ›Kampfmagie … Dämonenkunde und Balimeas Reich …‹ Mit dem Finger zeigte er auf die Worte und murmelte sie stumm für sich mit. ›Beschwörung von Tier, Kreatur und

Elementar … Sphärenübertritt … Da, endlich: Zeitkontrolle.‹

In dem Gang befanden sich viele kleine Bücher und etliche große Folianten in den Regalen aufgereiht. Er schritt sie ab, fuhr mit dem Finger die Buchrücken entlang und stoppte vor dem Werk ›Libu Tapuis‹. Erleichtert darüber, dass er es gefunden hatte, und mit mulmigem Gefühl, dass er gleich ein Sakrileg begehen würde, holte er es heraus, legte es einfach auf den Boden und setzte sich daneben. Dann schlug er es ehrfürchtig auf. Es war uralt und das … Papier? … raschelte beim Umblättern. Außerdem fühlte es sich trocken und rau an. Bevor er einen Spruch finden konnte, der die Zeit einige Tage zurückdrehte – ehe sein Sohn in dem See ertrank –, flog das große Tor mit einem lauten Knall auf und Männer strömten in die Halle. Einige mit Nachtgewändern, andere in ihren prächtigen Roben.

›Nein!‹, fluchte Mavise lautlos. Entsetzt hörte er sie kommen. ›Das kann nicht sein. Sie können nicht wissen, dass ich hier bin.‹

»Komm heraus!«, forderten ihn die Zauberer des Zirkels auf. »Wir wissen, dass du

hier bist. Wie auch immer du es geschafft hast, die Schutzzauber zu lösen und die Fallen zu umgehen, wir haben jedes Buch versiegelt und wissen genau, dass du dir ›Libu Tapuis‹ genommen hast.« Sie bewegten sich auf ihn zu. Mavise überlegte fieberhaft, was er unternehmen konnte. Sein Zauberpulver war fast aufgebraucht, fliehen konnte er nicht, der Weg war verstellt.

›Wirkt der Blendtrank noch?‹ Das war seine einzige Möglichkeit. Enttäuscht warf er einen letzten Blick auf den Folianten, erhob sich und schlich langsam zum Eingang des Korridors. Ein Blick ums Eck zeigte ihm, dass mehrere Mitglieder des Zirkels auf ihn zukamen. Er atmete tief ein und aus, dann trat er in den offenen Bereich und wandte sich zur Tür.

»Bleib stehen«, erklang sofort. Sein Trank wirkte nicht mehr. Entsetzen wich Entmutigung. Es war vorbei. Der Zirkel würde ihn töten, weil er sich mit verbotener Magie befasst hatte. ›Immerhin sehe ich meinen Sohn bald.‹ Erleichterung durchströmte ihn. ›Sie werden das tun, was ich selbst nicht konnte.‹

»Mavise? Was mach… Du wolltest die Zeit manipulieren, um deinen Sohn zurückzuholen. Wir hätten es wissen müssen.« Nynan Solu – der Oberste des Zirkels – stand vor ihm und sah ihn unwirsch an. Dann schüttelte er den Kopf. »Das hätte ich nicht von dir erwartet. Du weißt, dass es verboten ist! Wir haben darüber gesprochen. Außerdem wird dein Sohn schon in das Reich der Götter eingegangen sein, oder er wurde wiedergeboren, wie er es sich gewünscht hat. So leid es mir tut, wir werden ein Exempel an dir statuieren müssen.« Er wandte sich an die anderen Zauberer und wies sie an: »Durchsucht ihn, nehmt ihm alles ab und sperrt ihn in ein leeres Zimmer. Stellt sicher, dass er nicht entkommen kann. Dann beraten wir uns, was wir unternehmen werden. Räumt den Folianten zurück an seinen Platz und erneuert die Schutzzauber!«

Mit hängenden Schultern ließ Mavise sich abführen. Mit seinem Leben hatte er abgeschlossen.

Es gab keine Zellen in der Magieakademie, deshalb brachten die Zauberer Mavise in

ein leeres Turmzimmer. Und mit leer, war wirklich leer gemeint. Es befanden sich keine Möbel darin, keine Teppiche oder ein sonstiger Einrichtungsgegenstand. Von der Tür zum kleinen Fenster gegenüber maß der runde Raum vier Schritte. Er war den Weg oft genug abgelaufen. Das Fenster erschien mehr wie ein Loch in der Mauer. Verschlossen mit einem Holzrahmen, in dem eine Scheibe eingelassen war. Die war so dreckig, dass Mavise nicht einmal den Himmel sehen konnte. Von mehr ganz zu schweigen. Der Boden bestand aus Holzbohlen, die mit dicken Nägeln auf die darunterliegenden Balken genagelt waren.

Inzwischen lehnte der Zauberer erschöpft an der Mauer neben der Tür. Sie fühlte sich kühl und rau an. Die Kälte drang sogar durch seine Robe hindurch. Es war ihm gleichgültig. So wie ihm alles egal geworden war, seit er in dem versiegelten Bereich der Bibliothek geschnappt wurde. Einmal nickte er ein. Als er erwachte, hatte er keine Ahnung, wie viel Zeit verstrichen war. Es konnten Minuten, aber auch Stunden sein. Das Licht im Raum hatte sich jedoch nicht merklich verändert.

Später öffnete sich die Tür und Nynan trat ein. Er sah abschätzig auf Mavise hinab und sagte: »Wir sind zu einem Ergebnis gekommen. Willst du es erfahren?«

»Macht das einen Unterschied?«, erwiderte er seufzend. »Ich wollte verbotene Magie wirken. Darauf steht der Tod. Ich bin bereit. Richtet mich hin.«

»Dann wirst du jetzt überrascht sein«, antwortete der oberste Zauberer. »Du wirst weiterleben. Wahrscheinlich sogar länger, als du dir wünschst. Wir verbannen dich, anstatt dich zu töten. Und zwar so, dass du keinen Schaden mehr anrichten kannst.«

»Wie… Wieso?« Entsetzen rüttelte Mavise auf. Er wollte endlich zu seinem Sohn. Sie mussten ihn töten. »Nein … ihr könnt mich nicht weiterleben lassen.«

»Doch, das können wir. Wie ich schon sagte, wirst du als Exempel dienen. Jeder soll sehen, was geschieht, wenn unsere Anweisungen missachtet werden.« Nynan deutete ihm mit der Hand an, dass er sich erheben sollte. »Steh auf, wir müssen los.«

Mavise sackte in sich zusammen und murmelte: »Zerrt mich einfach hinaus, es ist mir egal.«

»Wie du wünschst.« Der oberste Zauberer trat zu ihm, griff seine Schulter, murmelte ein paar melodische Worte – das Pulver musste er vorher schon geschluckt haben, vermutete Mavise –, dann saß er plötzlich an einer weiten Wasserfläche. Große Kieselsteine drückten auf seinen Hintern. Um die Stelle versammelt standen einige der anderen Magier.

»Sind wir bereit?«, fragte Nynan. Mehrere Männer antworteten ihm zustimmend. »Dann lasst uns beginnen.«

Sie begannen, einen Zauberspruch zu intonieren. Gemeinsam, was relativ selten vorkam, da jeder Magier sich perfekt an die anderen anpassen musste. Irgendetwas geschah mit ihm, das spürte Mavise. Er konnte aber nicht erklären, was genau. Wieder war es ihm egal. ›Wenn sie mich verbannen, dann werde ich mich selbst richten‹, schwor er sich, ›und dann bin ich endlich bei meinem Sohn.‹ Hoffnung keimte in ihm auf, dass es bald so weit war.

Die Männer hatten den ersten Zauberspruch abgeschlossen und stimmten einen zweiten an. Stirnrunzelnd hörte Mavise zu. Er kannte den Spruch nicht, aber ein ge-

meinsamer Zauber war schon seltsam, zwei waren außergewöhnlich.

Kurz nachdem die Intonation beendet war, fing das Wasser ein gutes Stück vor dem Strand an, sich zu kräuseln. Erschrocken sah Mavise, dass sich ein großer, breiter schlangenähnlicher Kopf langsam daraus erhob. Die Kreatur öffnete das Maul und entblößte mehrere Reihen scharfe Zähne. Er schauderte, denn es sah furchterregend aus. Bis hinab in den Schlund konnte er schauen. Der führte rundlich abwärts und an den Seiten befanden sich wellenartige Erhebungen. Außen am Hals entdeckte er ein Flossenpaar. Die Augen saßen links und rechts am Kopf. Das vermutete Mavise, denn er wurde nur aus einem gemustert. Das andere verbarg sich außerhalb seines Sichtfelds. Zwei Fühler reckten sich in den Himmel, wie die Augenstiele bei einer Schnecke. Langsam schob sich der Kopf näher an den Strand heran. Ein länglicher Körper schlängelte sich hinter ihm über das Wasser. Die Kreatur besaß mehrere dieser Flossenpaare, wie er jetzt erkennen konnte.

Schnaubend kicherte Mavise: »Soll mich diese Schlange jetzt fressen? Da habt ihr

aber ganze Arbeit geleistet mit der Verbannung. Dann lasst es uns zu Ende bringen.«

»Spotte nur«, sagte Nynan. Dann hob er die Stimme: »Mavise Nilryn, du wirst hiermit verbannt! Dein Leben wird an das dieser Kreatur gebunden. Solange sie lebt, wirst du es ebenfalls. Du wirst nichts mehr essen und trinken können. Das musst du allerdings auch nicht. Nichts wird dich verletzen können. Du jedoch auch niemanden, da du nicht aus dem Körper des Nigirs entkommen kannst. Du wirst wie ein Geist in ihm hausen und allen anderen Zauberern, die Ähnliches wie du versuchen, eine Lehre sein.«

Entsetzen packte Mavise. ›Nein … nein.‹ Er kannte den Namen dieser Kreaturen. Sie konnten Jahrhunderte leben. So lange würde er nicht in das Reich der Götter eingehen und nicht mit seinem geliebten Sohn vereint sein. Jetzt wusste er auch, was sich verändert hatte. Er spürte keinen Hunger und keinen Durst mehr. Als wäre sein Körper dem Leben gegenüber gleichgültig geworden. Er keuchte auf. »Das könnt ihr nicht! Bitte … Wie soll ich … Ich kann nicht in dem Nigir leben.«

»Wir werden sehen«, antwortete Nynan. »Oder auch nicht. Wahrscheinlich werden wir nie wieder etwas von dir hören. Und das ist gut so. Niemand setzt sich über unsere Regeln hinweg und niemand wird sich in Zukunft trauen, die Grundfeste unserer Naturgesetze infrage zu stellen und damit zu spielen. Dafür möchte ich dir danken, Mavise, auch wenn es nicht schön für dich endet.« Er wandte sich an die anderen Zauberer. »Werft ihn in den Schlund der Kreatur.«

Diese ragte nun haushoch vor ihnen am Strand auf. Das Maul immer noch geöffnet, als würde es auf den Verurteilten warten. Kurz überlegte Mavise, ob er sich wehren sollte. Als ihn zwei Männer unter den Achseln packten, entschied er sich dagegen. Es würde nichts helfen. Er war verloren. Verdammt in Dunkelheit dahinzusiechen, solange die Kreatur lebte. Sie schleiften ihn auf die Reihen spitzer Zähne zu und warfen ihn kurzerhand darüber. Der Schlund fühlte sich merkwürdig warm und weich an. Das Maul schloss sich und das Letzte, was er wahrnahm, war ein kleiner werdender Spalt, der den Himmel verdunkelte. Dann

bewegte sich das Nigir. Mavise wurde umhergeworfen und verschwand in den Tiefen des Körpers. Schmerz durchzuckte ihn. Anscheinend konnte er nicht verletzt oder getötet werden, aber zu fühlen war ihm nicht verwehrt. Erneut wurde er hin und her geschleudert. Dann traf ihn etwas am Kopf und schickte ihn in willkommene Dunkelheit.

Wie lange Mavise bewusstlos war, konnte er nicht sagen. Irgendwann wachte er in undurchdringlicher Schwärze auf. Er saß einfach nur da und ergab sich seinem Schicksal. Die Stunden zogen vorbei, dann die Tage. Sehr viel später – er konnte nicht sagen, ob inzwischen Wochen vergangen waren – hellte sich seine Umgebung auf. Als würde die Sonne vor einem mit schweren Samtvorhängen bedeckten Fenster aufgehen. Er blinzelte überrascht und blickte sich in seinem Gefängnis um. Er saß in einer kreisrunden Höhle fest. Sie erstreckte sich in beide Richtungen, so weit er sehen konnte. In den Tagen zuvor hatte die Kreatur irgendetwas verspeist, denn schleimige, harte, große und kleine Gegenstände hat-

ten ihn getroffen. Einiges davon lag um ihn verstreut. Schlamm, Steine, Einzelteile von Fischen und Meerestieren. Einige große Muscheln und irgendwelche Hölzer. Es war wundervoll, endlich wieder sehen zu können, und Mavise weinte über dieses unglaubliche Glück. Schluchzend saß er auf dem warmen, weichen Boden und wiegte sich vor und zurück. Viel zu schnell sank die Sonne vor den Vorhängen und tauchte sein Leben erneut in Dunkelheit.

Wieder vergingen Tage, bevor es erneut hell wurde. So ging es weiter. Unregelmäßig kehrte das Licht zurück und genauso regellos verschwand es. Irgendwann kam Mavise, dass es sein konnte, dass das Nigir an die Wasseroberfläche schwamm, die Sonnenstrahlen sich einen Weg durch seine Haut hindurch bahnten und ihm erlaubten zu sehen. Er betete für diese kurzen Momente der Abwechslung, die seine Apathie durchbrachen.

Unendlich lange Zeit verstrich, in der sich die Wochen und Monate aneinanderreihten. Vielleicht waren auch Jahre vergangen, bis eines Tages, zusammen mit dem Schlamm des Meeresbodens und des-

sen anderen Schätzen, hell strahlende Steinchen bei ihm landeten. Leuchtkiesel! Aus irgendeinem Grund hatte die Kreatur einige der magischen Steine verschluckt. Woher auch immer sie kamen. Mavise kamen sie wie ein Geschenk der Götter vor. Seit langer Zeit weinte er wieder. Diesmal vor Freude. Schnell steckte er sie in seine Taschen. Warum er seine Robe immer noch tragen konnte und sie nicht zerfetzt von seinem Körper hing und faulte, konnte er nicht sagen. Vielleicht war es der Zauber, der ihn versklavte.

Das Gesicht seines Sohnes verblasste langsam. Ebenso wie die Erinnerungen an ihn. Zurück blieb eine trostlose Leere. Bis zu dem Tag, als die fünf Götter ihm Licht brachten. Die Wochen danach rissen ihn aus seiner Lethargie. Er stand sogar auf und ging ein paar Schritte auf und ab. Es fühlte sich sonderbar an, seine Muskeln und Gelenke andauernd zu bewegen. Aber es spendete ihm Kraft. Durch das Licht angespornt, sammelte er alles zusammen, das er nützlich fand, und Monate später hatte er sich einen kleinen Bereich eingerichtet, in dem er hauste.

Jahre später kam er auf die Idee, den Weg zum Maul des Seeungeheuers zu suchen. Er erhoffte sich nicht viel davon, da er den Körper nicht verlassen konnte, aber was hatte er schon zu verlieren. Sich umsehend, entschied er, in eine beliebige Richtung loszulaufen. ›Vielleicht komme ich auch im Verdauungssystem an‹, überlegte er, kicherte und stapfte aufgewühlt los, weil er seine Habseligkeiten zurücklassen musste.

Er marschierte einige Zeit, dann schwamm die Kreatur aufwärts. Inzwischen hatte er gelernt, auf die Bewegungen des Nigirs zu reagieren. ›Hoffentlich taucht es auf‹, betete Mavise. ›Wenn es so nach oben steigt, dann wird es oft hell.‹ Er setzte seinen Weg fort und lange Zeit geschah nichts weiter. Dann erreichte er tatsächlich den Schlund des Seeungeheuers. Die Reihen von spitzen Zähnen ragten vor ihm, über und um ihn herum auf, wie die Pfähle einer Barrikade. Neugierig näherte er sich ihnen und berührte sie. Sie fühlten sich glatt und hart unter seinen Fingern an. Zwischendrin steckten Teile von Fischen und anderen Gegenständen fest. Zwischen drei kleineren

Zähnen bemerkte er einen großen Stein, der festsaß. Die Hautoberfläche darunter sah wundgescheuert und rötlich aus. ›Vielleicht hat die Kreatur Schmerzen‹, überlegte Mavise. ›Ich will ihr helfen. Möglicherweise nimmt es ihr die Schmerzen. Falls es welche spürt …‹

Es dauerte ewig, bis er den Stein losreißen konnte. In der Zwischenzeit musste das Nigir an der Oberfläche angekommen sein, denn Licht – heller als in der Tiefe des Bauchs – flutete das Maul. Bei seiner Arbeit hatte er es gar nicht richtig registriert. Jetzt fiel es ihm jedoch auf. Kurz nachdem er den Stein gelöst hatte – er hielt ihn gerade in der Hand und überlegte, was er damit anstellen sollte –, öffnete sich plötzlich der Schlund des Nigirs und Sonne flutete über ihn hinweg. Die Kreatur ruhte auf der Meeresoberfläche. Ein Wunder! Er sank auf die Knie und weinte. Der Stein rollte aus seiner Hand und lag vergessen zu seinen Füßen. So etwas Schönes wie die Sonne am Himmel hatte er seit einer Ewigkeit nicht mehr gesehen. Wolken zogen wie Wollklumpen über das Firmament und der Wind formte tausende Figuren mit ihnen.

Viel zu schnell schloss die Kreatur ihren Schlund und tauchte hinab in die dunklen Tiefen des Ozeans.

Jetzt hatte er eine neue Aufgabe gefunden. Er legte sein Lager näher an das Maul heran, damit er so schnell wie möglich zur Stelle war, wenn das Nigir zur Oberfläche schwamm. Oft irrte er sich und stand vergebens wartend da. Das war es ihm wert, um keinen einzigen der raren Momente zu verpassen, in denen er den Himmel und das Meer sehen konnte.

Erneut vergingen Jahre. Er unterhielt sich inzwischen mit seinem Freund – so betitelte er die Kreatur jetzt –, um nicht gänzlich wahnsinnig zu werden. Die Einsamkeit trieb ihn zu komischen Einfällen und es war schöner, mit jemand anderem zu sprechen als mit sich selbst. Manchmal dachte er sogar, dass das Nigir ihm antwortete.

Nach einer Ewigkeit – Zeit spielte für ihn sowieso keine Rolle mehr – erkannte er mehr und mehr Bilder, wenn er mit der Kreatur kommunizierte. Ein weiteres Wunder war geschehen, sie unterhielt sich tatsächlich mit ihm. Ja, das Nigir war weiblich, wie er durch Gedankenfetzen erfuhr. Es

hatte wohl Junge ausgetragen. Zumindest schloss er daraus, dass es nicht männlich war. Sicher wusste er es natürlich nicht. Woher sollte er schließlich wissen, ob bei dieser Kreatur das Männchen oder das Weibchen den Nachwuchs gebar. Es war ihm aber egal und so legte er sich fest und betitelte es als … sie. Außerdem gab er ihr einen Namen und nannte sie fortan Syss.

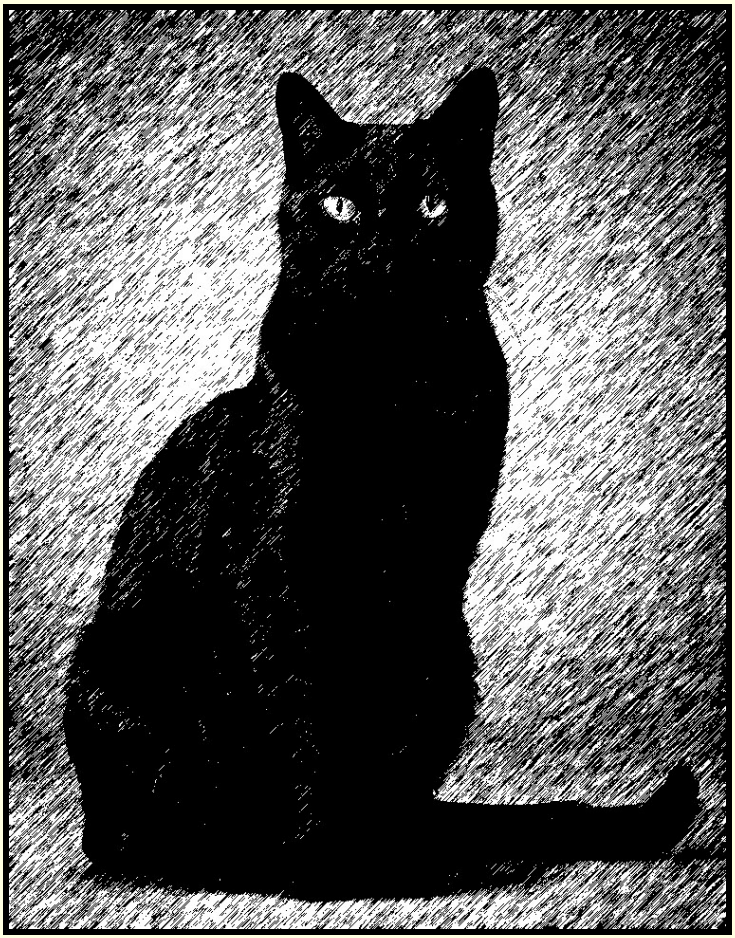
Nachdem er jetzt jemanden hatte, mit dem er sich austauschen konnte, kam ihm seine Verbannung nicht mehr so schlimm vor. Sein Sohn war weit in die Ferne gerückt. Er dachte sehr selten an seine Vergangenheit. Nur, dass er irgendwann wieder bei ihm sein würde. Daran hielt er fest und darauf freute er sich. In der Zwischenzeit bewegte er sich mit Syss durch den Ozean, betrachtete den Himmel und gelegentlich, wenn sie sich an die Ufer traute, das Land. Manchmal begegneten sie Schiffen und nicht immer konnte er sie davon abhalten, eines davon zu versenken. Nicht, weil sie es fressen wollte, sondern weil sie verspielt war und hoffte, dass es sich ihr anschloss. Aber er konnte zumindest dafür

sorgen, dass es nicht oft vorkam und immer nur eines zerstört wurde.

Eines Abends, die Sonne schenkte ihm einen wunderschönen Untergang, der sich in glühenden Farben über das ganze Firmament zog, kam ihm, dass die Zauberer ihm ein wunderschönes Geschenk gemacht hatten. Diese Erfahrung würde er niemals missen wollen und er hatte seinen Frieden gefunden. Er legte seine Hand an die Muskeln seiner Freundin und sagte: »Ich bin wirklich froh, dass du bei mir bist. Die Ewigkeit wäre sonst sehr langweilig. Und eines habe ich gelernt: Schließe Frieden mit dem, was du nicht ändern kannst, und mach das Beste daraus.«

… und so zieht der Zauberer vielleicht noch immer mit dem Seeungeheuer seine Bahnen im Ozean und wartet darauf, dass sie zusammen sterben und ins Reich der Götter eingehen. Glücklich, dass er eine wundervolle Freundin gefunden hat. Außerdem ein neues Zuhause, welches er nie für möglich hielt, verbunden mit jemandem, mit dem er noch viel weniger gerechnet hätte.

Homepage: www.florian-frankhauser.de
Facebook-Seiten: Autor – Florian Frankhauser
Instagram: florianfrankhauser
© Florian Frankhauser



DIE KÖNIGIN DER MÜHLE
Erzählung

Marco Lombardi

Mein Fell ist schwarz wie die Nacht, und meine Augen leuchten grün wie zwei Juwelen. Meine Pfoten sind breit, und wer einmal mit meinen Krallen Bekanntschaft gemacht hat, vergisst diese nie wieder. Ich bin ein Streuner, selten länger an einem Platz, dazu ist das Leben viel zu aufregend und spannend. Von diesen Revierstreitigkeiten und territorialen Ansprüchen, wie es nun mal die meisten unserer Rasse praktizieren, halte ich nichts. Warum soll ich mich an einen Ort binden, wo es doch so vieles zu entdecken gibt. Und dennoch zog

es mich ein, zweimal im Jahr an einen bestimmten Ort.

Die Zeiten sind gut, und die Zeiten sind schlecht, je nachdem, auf welcher Seite man steht. Diese Zweibeiner, die sich Menschen nennen, sich über alles erhaben fühlen, lebten in einer bedauernswerten Zeit. Sie hatten kaum zu Essen, die Felder lagen brach, der männliche Anteil war in sinnlosen Kriegen dahingerafft. Für uns Katzen ist das unverständlich, wie eine Spezies, die sich selbst die Krone der Schöpfung nennt – das ich nicht maunze – alles daransetzt, sich selbst auszurotten. Gut, wir haben auch so unsere Scharmützel und Streitigkeiten, aber wir löschen uns nicht gegenseitig aus. Ein guter Kampf, und jeder kennt danach seinen Platz. Die Welt ist groß genug für alle Katzen, und zu fressen haben wir dank der Dummheit der Menschen auch genug.

Dreck und Unrat stapeln sich bei den Zweibeinern, das spärlich geerntete Korn liegt schlecht geschützt in Speichern, die Mäuse feiern ein Fest. Sie sind so fett wie selten. Und das nützen wir aus, auch wenn es manchmal schon etwas eintönig sein

kann, sich nur von diesen Fellknäueln zu ernähren. Aber was soll Katze machen, der Tisch ist reichhaltig gedeckt, also langen wir zu. Den Nachwuchs durchzubringen fällt uns in diesen Zeiten leicht. Die Menschen, die uns in früheren Jahrhunderten erbarmungslos jagten und töteten, besinnen sich wieder auf unsere Vorteile. Sie erkennen, dass wir ihnen diese kleinen Plagegeister von Leib und Essen halten. Ich weiß auch gar nicht, warum sie das vergessen hatten, denn vor über zweitausend und mehr Jahren im fernen ägyptischen Reich waren wir Gottheiten. Da war der Mensch eben noch weise. Aber ich darf nicht schimpfen, denn auch unsere Rasse hat in den Turbulenzen der Zeit zu viel vergessen. Unsere Macht war geschrumpft, aber vielleicht bietet sich diese Zeit nun an, um unsere alte Magie wieder auferstehen zu lassen. Dann zeigen wir der Menschheit, wer die wahre Krönung ist. Und den Hunden, diesen Flohkutschen auf vier Pfoten, unwürdig den Boden zu betreten, den wir zuvor berührt hatten, zeigen wir es dann erst recht. Die sind ja sowas von einfältig. Was die alles tun für ein klein wenig Zuwen-

dung. Die Wölfe schämen sich in Grund und Boden. Ach, ich könnte mich schon wieder auslassen.

Ich erinnere mich an eine alte Bekannte, sie lebte wirklich wie die Made im Speck und dominierte ein sehr großes Revier. Möglicherweise tut sie das immer noch. Sie schaffte es mühelos, alle Kater in Schach zu halten, und ließ sich nur mit jenen ein, von denen sie überzeugt war, die besten Voraussetzungen für ihren Nachwuchs bereitzustellen. Sie war der Grund, warum ich mich manchmal in ihre Gegend begab. Ich tat das weniger in der Hoffnung auf ein paar nette Stunden. Ich hatte meine Gelegenheit, und wir verbrachten eine harmonische, wenn auch kurze Zeit miteinander. Aber ich beobachtete sie gerne eine Weile von der Weite. Sie hatte sich nie mit einem Kater gebunden, oder länger als nötig eingelassen. Schrammen an Nasen und zerfetzte Ohren sind beinahe schon ein Markenzeichen unter ihren zahllosen Freiern, und solchen die es werden wollten, aber niemals schafften.

Sie war eine Legende mit ihrem dichten orangefarbenen Fell. Das Mausen be-

herrschte sie wie kaum eine andere Katze. Sie war berühmt unter uns Katern, berüchtigt, gefürchtet. Es umgab sie eine besondere Aura, und wenn einer von uns ihr in die Augen blickte, dann wusste sie sofort alles über ihn. Und ich sage euch, ihre Blicke gingen ins Mark und ließen einen das Fell zu Berge stehen, wenn man nicht darauf vorbereitet war. Nur wer ihren Blick standhalten konnte, hatte den Funken einer Chance, mit ihr das Körbchen zu teilen.

Ja, sie hatte ein Körbchen, oder besser gesagt einen alten Weidenkorb, den die Menschen nicht mehr benötigten. Für zwei schmusende und kuschelnde Katzen hatte er die perfekte Größe, und auch die Kleinen, die noch an ihren Zitzen hingen, fanden ausreichend Platz.

Das klingt jetzt alles sehr niedlich und erfüllt wahrscheinlich voll das Klischee, das die Menschen von Katzen haben, aber weit gefehlt.

Sie war eine Königin, eine Herrscherin, und ihr Körbchen der Thron, von welchem sie ihr Reich regierte. Ihr wurde die Fähigkeit der Magie nachgesagt, und dass sie weit älter war, als wir alle annahmen. Man-

che unter uns maunzten schon, sie sei unsterblich. Nun, vielleicht ist sie das wirklich, denn ich erinnere mich an eine Begebenheit, deren Zeuge ich damals wurde.

Am Fuße eines Berges, wo die Hänge sanfter werden und allmählich in die Ebene hinauslaufen, steht eine Mühle. Der Bach, welcher laut gurgelnd von den Höhen ins Tal schießt, kommt dort zur Ruhe, wird von Menschenhand gezähmt, sein Lauf umgeleitet und zu einem Frondienst verurteilt. Die Wasser lassen sich das meistens gefallen, nur selten werden sie oder der Berg, dessen Kind der Bach ist, zornig und schnauben dann voller Wut und brachialer Gewalt an der Menschenbehausung vorbei. Wenn dies geschieht, so gilt es, so schnell wie möglich die Flucht zu ergreifen. Denn auch wir Katzen können gegen diese Natur nichts ausrichten, zumal wir das Wasser hassen.

Sie lebte und residierte in der Mühle, oder bessergesagt in einem Schuppen neben jenem Ungetüm mit großen laut knarzenden Rädern und runden Steinen, angetrieben von einem mächtigen Wasserrad,

die vor nichts haltmachen und alles zermalmen, was in ihren Schlund kommt. Die Menschen mahlten dort ihr Korn, welches sie mit Hilfe des uns ebenfalls verhassten Feuers zu Brot verarbeiten. Man muss hier tatsächlich den Einfallsreichtum dieser Zweibeiner lobend hervorheben, auch wenn wir uns aus Brot nichts machen. Aber wo Korn ist, da sind Mäuse, nicht zu knapp.

Wie gesagt, ihr Körbchen war in einem Schuppen, versteckt hinter allerhand Tand und Gerümpel in einem halbverfallenen Schrank. Soviel ich weiß, wurde dieser Platz noch nie von einem Menschenauge erblickt. Ich glaube, diese Göttin einer Katze verstand es, sich unsichtbar zu machen. Aber die Menschen wussten von ihrer Anwesenheit, und im Stillen dankten sie ihr auch für das Vertilgen der Mäuse. Aber ein Schälchen Milch, oder eine andere Leckerei hatten sie dennoch nur selten für sie übrig. Sie sahen in ihr nur ein Mittel zum Zweck. Warme Stuben, Streichelrunden auf den Schößen der Menschen waren ihr wie mir verpönt, das machten nur verweichlichte Katzen, die zu faul oder zu dumm oder was weiß ich waren, um sich selbst zu versor-

gen. Dabei wissen sie ja gar nicht, was für Freiheiten sie tatsächlich versäumen.

Aber zurück zu meiner, ich bin geneigt zu sagen, Angebeteten. Denn eine gewisse Bewunderung werde ich immer für sie hegen. Ich war wieder einmal in der Gegend, nahm das reiche Angebot an herumflitzender Nahrung an, verbarg mich in Nebenräumen, wenn mir danach war, oder schlief tagsüber im angrenzenden Wald. Ich war mir sicher, dass sie von meiner Anwesenheit wusste, aber ich ließ sie in Ruhe, und so respektierte sie auch meinen kurzen Urlaub in ihrer Nähe.

Ich spürte schon von weitem, dass es in der Mühle Veränderungen gab. Wir Katzen haben sehr scharfe Sinne, und Unebenheiten in der Ausstrahlung anderer Lebewesen detektieren wir sofort. Es waren andere Menschen dort. Neue Gerüche. Und der Tod schwebte auch wie ein dunkler Schleier durch die Luft. Anscheinend waren die alten Besitzer nicht mehr da, und neue Anwesende machten sich über die Mühle her. Ich war verwirrt, und auch meine heimliche Königin versprühte eine Aura der Verunsicherung. Aber solange sie nicht die Flucht

ergriff, gab es keinen Grund zur Sorge. Sie hatte Nachwuchs, um den sie sich kümmerte, verließ ungewohnt oft ihr Nest, um ihren Kleinen neben ihrer Milch auch einen anderen Speiseplan bieten zu können.

Die neuen Menschen waren böse, das merkte ich sofort. Das haftete an ihnen wie ein Geruch. Ich wusste natürlich nicht, was vorgefallen war, konnte mir aber lebhaft vorstellen, dass es unter den Zweibeinern zu blutigen Revierkämpfen kam. Die Mühle war ein sicherer Ort und brachte genug ein, damit die Besitzer nicht hungern mussten. Insofern stellte es ein begehrenswertes Territorium dar.

Sie mochten keine Katzen. Sie mochten überhaupt keine Tiere. Ich wurde Zeuge, wie sie zwei verirrte, erkundungslustige Kätzchen mit einem Fußtritt in den Bach beförderten. Solche Bestien. Zum Glück war ich zur Stelle, konnte aber nur ein abtreibendes Tierchen retten und aus dem Wasser ziehen. Dabei wäre ich beinahe selbst hineingefallen. Ein Gedanke, der mich immer noch schaudern lässt.

Das Kätzchen schaffte es ohne meine Hilfe zurück in das Nest, und seine Mutter

wusste sofort, was vorgefallen war. Ihre Ausstrahlung war wie eine Explosion, die alle feinfühligen Wesen wissen ließ, welche Stunde geschlagen hat. Sie nahm mit einem Schlag an Kraft zu, sog diese aus Luft und Erde gleichzeitig, formte die innewohnende Magie nach ihrem Willen und trank sie gierig. Sie begann, von innen heraus zu leuchten. Das war natürlich kein richtiges Licht, und nur sehr feinfühlige Geschöpfe konnten das sehen, oder spüren. Aber es erschien mir, als ob sie sich für einen Kampf rüsten würde. Es war spannend, und ich beschloss, etwas länger als geplant mich in sicherer Entfernung aufzuhalten.

Die Menschen, die davon mit ihren stumpfen Sinnen nichts bemerkten, machten ihre Sachen wie eh und je. Mir fiel nur auf, dass das Knarzen der Räder länger ausblieb, und die Mühle nicht mehr so oft in Betrieb genommen wurde. Das Korn wurde knapper, die Vorratsbunker leerer. Und irgendwann würden auch die Mäuse verschwinden.

Es geschahen aber zuerst andere Dinge. Unterschiedliche Menschen kamen und gingen, brachten Waren eingepackt in klei-

nen Bündeln, Kisten voller Metall, oder Flaschen in denen irgendwelche Flüssigkeiten schwappten. Die dunklen Lagerräume wurden voller und voller, die Spinnweben weniger. Immer wieder kamen andere Menschen, zu Fuß oder mit Pferden, und nahmen die Sachen wieder mit. Dies geschah meistens in den späten Abendstunden oder gar in der Nacht.

Letztendlich betraten die neuen Besitzer der Mühle auch den Schuppen, in denen meine Königin residierte. Sie begannen allmählich, das alte Gerümpel hinauszutragen, warfen es achtlos neben das Haupthaus oder gar in den Wald. Ich begann, mir Sorgen zu machen. Doch dies war unnötig. Als läge eine unsichtbare Barriere um ihr Körbchen, wurde sie nicht entdeckt. Sie strahlte auch keine Verunsicherung aus, sondern den eisernen Willen, ihr Reich zu verteidigen.

Und sie schritt zur Tat. In den dunklen Nächten verschwand sie aus ihrem Nest, begab sich in den nahen Wald. Sie kauerte sich unter Wurzeln oder Buschwerk und starrte auf den Weg, der zur Mühle führte. Empfindsam wie sie war, spürte sie sofort,

ob sich ein nähernder Mensch im Dunkeln fürchtete. Und dann begann ihr Spiel. Es war viel mehr als das, ein Tanz, eine Virtuosität in der Zubereitung eines simplen Horrors. Und das war erst der Anfang. Sie tastete sich heran, wollte herausfinden, wie die Menschen reagierten, was ihnen wirklichen Schrecken einjagte.

Sie brachte ihre Augen zum Glühen. Ich habe keine Ahnung, wie sie das machte. Zwei leuchtende Punkte in der Dunkelheit, oftmals in verschiedenen Farben, stachen aus dem Hinterhalt hervor und erschreckten die ahnungslosen Menschen. Sie verschloss und öffnete langsam ihre Lider, manchmal sogar abwechselnd immer nur ein Auge. Es sah gespenstisch aus, sie so in Aktion zu sehen. Grüne, gelbe oder rote Schlitze erschienen in der Dunkelheit, dazu ein tiefes Grollen aus ihrer Kehle. Wenn alles nichts nützte, fauchte sie die Passanten an. Aber ihre wahre Spezialität waren blau leuchtende Pupillen. Das sah wirklich gruselig aus. Sie huschte in ihren Verstecken lautlos hin und her, umrundete die Menschen, warf ihnen ihr Leuchten von allen möglichen Seiten entgegen. Es kam sogar

vor, dass sie sich an die erstarrten Beine anschlich, diese nur berührte, um dann rasch wieder im Gehölz zu verschwinden.

Ihr Einsatz zeigte erste Erfolge, denn so manch ein Mensch getraute sich nicht, den Weg fortzusetzen. Andere nahmen sprichwörtlich ihre Beine in die Hände und eilten schreckgeplagt zur Mühle. Der Müller wurde hellhörig, sobald ihm die Menschen von dem Spuk erzählten. Er war durchtrieben genug, um nicht an Geister zu glauben wie seine Zeitgenossen, denen die Einfalt aus dem Gesicht troff. Aberglauben und Schauermärchen, mehr sagte er nicht zu dem Thema. Vielmehr sah er darin den Versuch seiner Besucher, den Handel, den sie zweifelsohne nur im Schutze der Dunkelheit tätigten, mit Hilfe von Gruselgeschichten zu deren Gunsten zu verschieben.

Es blieb ein paar Nächte lang ruhig, Menschen kamen und gingen, ohne in irgendeiner Weise gestört zu werden. Ich stromerte um die Mühle herum, drang in die Gebäude ein, und überlegte mir schon, die Tage und Nächte, wenn ich keine Lust hatte, durch die Gegend zu streifen, mich unter einem schützenden Dach auszuruhen.

Denn es machte nicht besonderen Spaß, bei Regen unter freiem Himmel ein Nickerchen zu machen. Und so fand ich direkt in der Mühle hinter ein paar alten Mühlenrädern aus Stein ein Plätzchen. Und sollte mal tagsüber das Korn gemahlen werden, konnte ich ja einfach gehen, denn der Lärm, der dabei entstand, war eine Qual für unsere empfindlichen Katzenohren.

Eines Nachts, ich war tatsächlich drinnen geblieben, widmete ich mich zuerst ein wenig der Fellpflege, um dann meine Augen etwas zu schonen, als ich von einem lauten Schrei aufgeschreckt wurde. Der Ursprung war menschlich, von einem weiblichen Wesen, denn nur diese konnten derart markterschütternde und ohrenschmerzende Laute von sich geben. Neugierig, Katzen sind nun mal so, schlich ich mich in das Wohnhaus. Schlupflöcher in die maroden Gebäude gab es mehr als genug. Doch als ich in die Nähe der Schlafstätte der Menschen kam, war jeglicher Lärm verstummt. Und so kehrte ich mit einem unbefriedigten Wissensdurst wieder zurück. Ein Glück, dass mir auf dem Rückweg eine Maus vor

die Pfoten huschte. Der Mitternachtssnack kam mir sehr gelegen.

In der nächsten Nacht wiederholte sich das Geschrei, und das Entsetzen war laut und deutlich herauszuhören. Ich fragte mich erneut, was die Frau wohl derart erschreckt haben könnte. Ich beschloss, die nächste Nacht in der Nähe des Schlafraumes zu verbringen, und hielt Wache. Meine Geduld wurde auch bald belohnt. Ich kauerte auf einem Schrank, gut versteckt hinter Gerümpel das sich dort oben stapelte, und sah sie, wie sie mit einer Maus im Maul in das Schlafzimmer der Menschen schlüpfte. Sie legte das Tierchen, das sichtlich benommen war, aber noch lebte, auf das Gesicht der schlafenden Frau, stupste diese an und weckte sie auf. Der Schrei zerriss abermals die Stille. Ich musste schmunzeln, und beglückwünschte meine Königin für so viel Durchtriebenheit. Ihre Bemühungen wurden dennoch nicht belohnt, im Gegenteil, es wurden nur zahlreiche Mausefallen aufgestellt.

Sie benötigte eine neue Strategie. Mit Diplomatie kam sie den Menschen nicht an, sie musste wieder schwerere Geschütze

auffahren und tiefer in ihre Trickkiste greifen. Die Nächte wurden für die neuen Müller zur Qual. Dielen begannen zu quietschen, Fensterläden schlugen auf und zu, obwohl kein Wind wehte, und aus jeder Ecke des Hauses drangen Gepolter und schauerhafte Laute. Auch ihren alten Trick nahm sie wieder auf. Sie kletterte auf die Bäume vor den Fenstern, starrte mit leuchtenden Augen hinein. Die Menschen wussten sich kaum zu wehren, die Stimmen wurden lauter und ein Streit war unverkennbar. Die Frau hatte wohl genug und wollte fort von dem Ort, doch der Mann hielt sie zurück, schlug und rüttelte sie.

Selbst der Müller war irritiert, und hielt nun oftmals lange in den Nächten Wache. Umsonst, denn solange er aufpasste, geschah nichts. Erst als der dringend nötige Schlaf über den Mann herfiel wie ein Räuber über eine gut gefüllte Börse, begann der Spuk von neuem.

Die ankommenden Menschen wurden dafür kaum belästigt. Nur einmal, als ein Pferdefuhrwerk den Weg zur Mühle holperte, spielte sie ihre Überlegenheit so richtig aus. Das Pferd war scheu, und zeigte ein

wachsendes Unbehagen, je näher es der Mühle kam. Die Nacht war dunkel, und nur eine Laterne am Haus wies dem Gespann den ungefähren Weg. Die Kätzin huschte aus dem Schutz der Sträucher und Bäume vor das Pferd, fauchte, funkelte mit den Augen und verschwand wieder. Sie wechselte hinter dem Karren die Seite und sprang wieder vor die Hufe. Das Spiel wiederholte sich, das arme Pferd scheute. Es konnte einem leidtun. Erst als die Katze das Tier ansprang, ihre Krallen in die Flanken bohrte, ein gespenstisches Kreischen von sich gab und gelbe Lichtblitze aus ihren Augen schleuderte, war es endgültig aus mit der Contenance der Stute. Sie bäumte sich auf, riss zuerst die Vorderhufe in die Höhe, und kaum als diese wieder den Boden berührten, schlug sie mit den Hinterläufen mehrmals aus. Das Wagengeschirr zerbrach, der Karren kippte nach hinten und warf den wild gestikulierenden und schreienden Mann ab. Das Pferd drehte sich um und stob in wildem Galopp davon. Die Katze nahm nochmals Anlauf, sprang dem am Boden liegenden Menschen ins Gesicht, und hinterließ dort ein paar unschöne Spuren

ihrer scharfen Krallen. Durch den Lärm kam der Müller angelaufen, fand seine Ware am Boden verstreut, und den Kutscher, wimmernd sich das blutige Gesicht haltend, im Dreck liegend vor.

Nach diesem Auftritt war ich fest der Meinung, dass die Katze gewonnen hatte. Aber weit gefehlt, der Krieg begann erst jetzt so richtig.

Der Müller rüstete auf, er legte sich Äxte ins Haus, sogar ein Säbel war dabei und eine alte Pistole. Die Attacken der Katze wurden seltener, aber dann umso intensiver. Sie benötigte mehr Zeit, um sich zu erholen und ihre Kräfte zu erneuern. Bei jedem ihrer Angriffe wurde sie wilder, ungestümer. Man hätte meinen können, dass ein ganzes Rudel wildgewordener Katzen die Mühle stürmte, dabei war es sie ganz alleine. Sie lebte ihre Magie aus, schien an mehreren Orten gleichzeitig zu sein, das Leuchten ihrer Augen zog wie bunte Spuren durch die Nacht. Die Gerüchte, in der Mühle würde es spuken, verbreiteten sich schnell, und schon bald blieben die nächtlichen Besuche der Menschen komplett aus. Es wagte niemand mehr den langen Weg durch den

Wald, während die Kämpfe unerbittlicher wurden. Scheiben gingen zu Bruch, Dachschindeln fielen zu Boden, und gelegentlich zerriss ein Schuss die Ruhe des Waldes. Die Katze blieb unverletzt, sie schien wahrlich sieben Leben zu haben. Oder noch mehr. Denn manche Situationen waren sehr haarsträubend, und mehr als einmal verfehlten sie die Kugeln nur knapp.

Der Kampf um die Vorherrschaft über die Mühle eskalierte. Meine Königin nutzte all ihre Magie aus, schlich sich für die Menschen unsichtbar an die beiden heran, fauchte und gab Geräusche von sich, die wie aus der tiefsten Hölle klangen, hackte mir ihren Krallen, die wie von Zauberhand lang wie Messer werden konnten, um im nächsten Moment spurlos zu verschwinden.

Sie erzielte einen Teilerfolg, denn die Müllerin floh mit ihrem Bündel Hals über Kopf davon. Der Schrecken und die Kratzer waren ihr ins Gesicht gezeichnet, und ein blaues Auge zierte ihr Antlitz. All die Beteuerungen, Drohungen und Prügel ihres Mannes hielten sie nicht mehr zurück. Ich

blickte ihr nach, als sie schnellen Schrittes den Weg fort von der Mühle eilte.

Bestärkt durch diesen ersten Sieg wuchs die Katze förmlich über sich selbst hinaus. Es erschien mir, als sei sie gewachsen, das Fell noch röter als sonst und ihre Fänge länger und spitzer als üblich. Sie hatte Blut geleckt, im wahrsten Sinne des Wortes. Ihr Kampf und ihre Magie schritten zur Vollendung. Egal, was der Müller anstellte, es wandte sich gegen ihn. Warf er einen Gegenstand, egal ob Stein oder Holz oder eine Axt, so traf ihn augenblicklich selbst etwas. Es war, als würden sich all seine Tätlichkeiten gegen ihn richten. Selbst als er der Katze kochendes Wasser hinterherschüttete, verbrühte er sich keine zwei Minuten später selbst an dem berstenden Topf.

Es war mir unverständlich, wie sie das anstellte, aber es war faszinierend, ihrem Kampf zuzusehen. Ich konnte nur hoffen, selbst nicht zwischen die Fronten zu geraten.

Die Ruhepausen, die sie dann allerdings benötigte, wurden länger. Ihre magische Kraft wuchs indessen. Und wer weiß, wie lange dieses Spiel noch so weitergegangen

wäre. Die Erfolge ließen sie ein wenig unvorsichtig werden. Die Euphorie der vielen kleinen Siege machten sie angreifbar. Nach einer weiteren Attacke in der Küche des Müllers, in der alle möglichen Gegenstände durch die Luft flogen, war sie für einen Moment unachtsam und der Müller entdeckte ihren geheimen Schlupfweg, der sie unter den Dielenbrettern nach draußen führte.

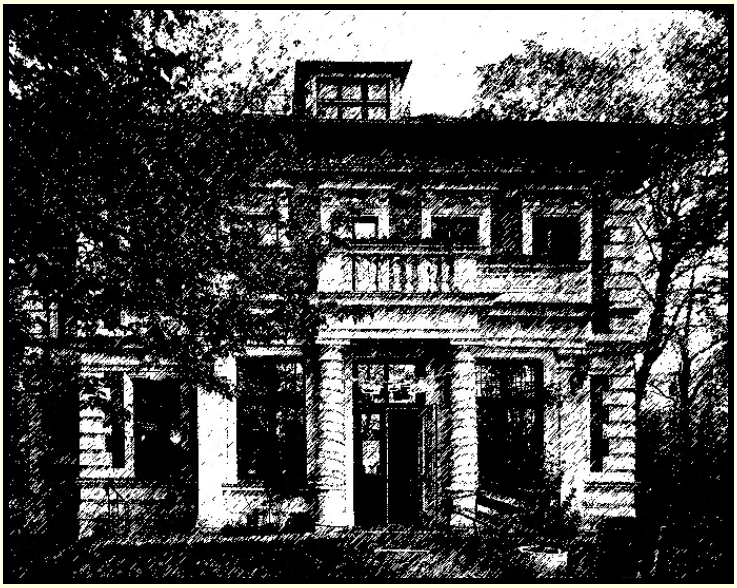
Das nächste Mal erwartete er sie bereits an jenem Loch, durch das sie in die Mühle gelangte. Der Durchgang war eng, man hätte nie meinen können, dass da eine ausgewachsene Katze hindurchgepasst hätte. Aber wir sind Meister in sowas. Sie zwängte sich durch das Loch, die Vorderpfoten voraus, damit sie ihren Körper nachschieben konnte. Der Müller zögerte nicht lange und hieb, sobald er die Katze auftauchen sah, mit dem Säbel kerzengerade auf die Öffnung und trennte ihr die Vorderpfoten ab. Der Schrei, der daraufhin folgte, war ohrenbetäubend. Gleißendes Licht stob aus den Wunden hervor, vermengte sich mit dem Düster des Ortes zu einer gespenstischen Aura. Ich beobachtete alles von au-

ßen durch ein Fenster. Mir stand das Fell zu Berge, ich erschauderte durch und durch und fiel zu meiner Schande vom Fenstersims. Ich hörte einen weiteren Schrei durch die Wände hindurch, aus dem der pure Schmerz klang. Doch diesmal war es der Müller, der brüllte, als würde er sterben. Ich hörte ein Poltern und Gegenstände umfallen als würden tausend Männer darin kämpfen. Das Schreien verblasste schließlich. Es verkümmerte zu einem Jammern und Winseln, aus dem die pure Not sprach. Schon wollte ich meinen Beobachtungsposten wieder einnehmen, da sah ich sie, wie sie vor die Mühle schritt. Ja, es war nicht zu glauben, aber sie tapste vergnügt und mit erhobenem Schwanz aus der Mühle heraus, gerade so, als hätte sie soeben das beste Schälchen Milch getrunken, das sie je bekommen hatte. An ihren Tatzen zeigten sich nicht die geringsten Spuren einer Verletzung, ihr Fell war glatt und sauber wie lange nicht mehr. Ich hörte sogar ein zufriedenes Schnurren. Das hatte ich bei ihr noch nie vernommen. Man könnte fast meinen, das perfekte Hauskätzchen stolziere über den Hof. Ich schüttelte mich und

traute meinen Augen kaum, denn ich habe in aller Deutlichkeit gesehen, was geschah. Der Müller hat ihr die Pfoten abgehackt, das habe ich mir nicht eingebildet. Und dennoch begann ich, an meinen Sinnen zu zweifeln.

Die Bestätigung erhielt ich vom Müller selbst. Mit einem lauten Rumpeln stieß er die Tür auf und stolperte nach draußen. Aus seinen beiden Händen, dort wo normalerweise die Finger sind, waren nur klaffende Wunden, aus denen das Blut rann und den Boden besudelte. Er schwankte, das Gesicht zu einer Fratze verzerrt, und betrat den Weg, der von der Mühle fortführte.

Die Königin der Mühle hatte den Krieg gewonnen. Wie sie das machte, wollte ich gar nicht mehr wissen. Es war selbst mir als abgebrühter Kater, der schon viel erlebt hatte, zu unheimlich. Und so machte ich mich wieder auf die Wanderschaft, fort von diesem sehr seltsamen Ort, und kehrte nie wieder zurück.



DIE RÜCKKEHR
Erzählung

Fernando Sorrentino

Im Jahr 1965 war ich dreiundzwanzig und studierte Sprachen, um Lehrer zu werden. Es war September und gerade begann der Frühling. Eines Morgens saß ich sehr zeitig – es wurde gerade erst hell – in meinem Zimmer und lernte. Wir wohnten im fünften Stock im einzigen Mietshaus der Calle Costa Rica.

Ich war etwas unkonzentriert: Immer wieder glitt mein Blick durch das Fenster nach draußen. Ich konnte bis auf die Straße und nach gegenüber auf den gepflegten

Garten des alten Don Cesáreo sehen, dessen Haus auf dem Eckgrundstück lag, das die Form eines unregelmäßigen Fünfecks besaß.

Gleich neben Don Cesáreos stand das riesige alte Haus der Bernasconis, die liebe Menschen waren und schöne und gute Dinge taten. Sie hatten drei Töchter und ich war verliebt in die Älteste: Adriana. Darum warf ich immer mal wieder einen Blick auf die andere Straßenseite, mehr aus schmachtender Gewohnheit denn in der Hoffnung, sie so früh am Morgen dort zu sehen.

Wie jeden Tag pflegte und wässerte der alte Don Cesáreo seinen geliebten Garten, der vom Gehweg durch einen niedrigen Zaun und drei Stufen abgesetzt war.

Die Straße lag verlassen da, und so war es kein Wunder, dass jener Mann, der auf der Straßenseite von Don Cesáreo und der Familie Bernasconi in unsere Richtung lief, mir schon auffiel, bevor er überhaupt die Kreuzung erreicht hatte. Wie hätte dieser Mann meine Aufmerksamkeit auch nicht auf sich ziehen sollen, war er doch ein Bett-

ler oder Landstreicher, ein in schwarze Lumpen gekleideter armer Schlucker.

Ein unförmiger, vergilbter Strohhut bedeckte den Kopf des vollbärtigen und dürren Mannes. Trotz der Hitze trug er einen durchlöcherten, gräulichen Mantel. Zudem hatte er eine große, schmutzige Tüte bei sich, in der er wohl erbettelte Almosen und Essensreste aufbewahrte.

Ich beobachtete ihn weiter.

Der Landstreicher blieb vor dem Grundstück Don Cesáreos stehen und bat ihn durch das Gitter hindurch um etwas. Der Alte war ein schlechter Mensch: Ohne jede Antwort bedeutete er ihm mit einer abwehrenden Geste, er solle sich fortscheren. Doch der Bettler schien mit leiser Stimme beharrlich weiterzureden, und da konnte ich ganz deutlich verstehen, wie Don Cesáreo schrie:

„Nun hauen Sie schon ab, Mann, und lassen Sie mich in Frieden!“

Der Landstreicher aber wurde noch zudringlicher, stieg sogar die drei Steinstufen hinauf und rüttelte am Gartentor. Da verlor Don Cesáreo gänzlich seine spärliche Geduld und gab ihm einen kräftigen Stoß. Der

Bettler rutschte auf dem feuchten Stein aus, versuchte vergeblich, sich am Gitter fest zu halten und fiel heftig zu Boden. Zugleich streckten sich seine Beine in Blitzgeschwindigkeit gen Himmel und ich hörte deutlich seinen Kopf auf der ersten Stufe aufschlagen.

Der alte Don Cesáreo lief auf die Straße, beugte sich über ihn und tastete ihm den Brustkorb ab. Sogleich packte er ihn an den Füßen und schleifte ihn an den Rand des Gehwegs. Dann ging er ins Haus und schloss, in der Gewissheit, dass es keine Zeugen seines ungewollten Verbrechens gab, die Tür.

Der einzige Zeuge war ich.

Nach einer ganzen Weile kam ein Mann vorbei und blieb vor dem toten Bettler stehen. Dann liefen noch mehr Menschen zusammen und schließlich kam auch die Polizei. Der Landstreicher wurde in einen Krankenwagen gehievt und fortgefahren.

Das war alles und nie wieder wurde über diese Begebenheit auch nur ein Wort verloren.

Ich für meinen Teil hielt schön den Mund. Das war vielleicht falsch, aber wa-

rum sollte ich diesen alten Mann, der mir nie Böses getan hatte, anzeigen? Und da es gar nicht seine Absicht gewesen war, den Landstreicher umzubringen, schien es mir nicht angebracht, ihm mit einem Gerichtsprozess die letzten Lebensjahre zu vermiesen. Ich hielt es für das Beste, wenn er es mit seinem eigenen Gewissen ausmachte.

Mit der Zeit vergaß ich das Ereignis. Doch jedesmal, wenn ich Don Cesáreo traf, überkam mich ein seltsames Gefühl. Ich dachte: „Der Alte weiß gar nicht, dass ich auf der ganzen Welt der Einzige bin, der sein Geheimnis kennt.“ Seitdem ging ich ihm – warum auch immer – aus dem Weg und traute mich nicht mehr, ihn anzusprechen.

* * *

Im Jahr 1969 war ich sechsundzwanzig und Lehrer für Spanisch und Literatur. Adriana Bernasconi hatte nicht mich geheiratet, sondern irgendeinen Typen, der sie vielleicht gar nicht so sehr liebte und verdiente wie ich.

Adriana, die jeden Tag hübscher wurde, war in jener Zeit hochschwanger. Sie lebte

nach wie vor im gleichen riesigen, alten Haus, da ihr Mann – so nahm ich zumindest an – nicht in der Lage war, ein eigenes zu kaufen. An diesem stickigen Dezembermorgen gab ich einigen Jungen vom Gymnasium, denen eine Klausur bevorstand, vor acht Uhr Grammatiknachhilfe. Wie es meine Gewohnheit war, warf ich ab und zu einen melancholischen Blick nach gegenüber.

Plötzlich sackte mir sprichwörtlich das Herz in die Hose, und ich glaubte, einer Halluzination anheim gefallen zu sein.

Auf exakt dem gleichen Wege wie damals näherte sich der Bettler, den Don Cesáreo vier Jahre zuvor getötet hatte: die gleiche zerschlissene Kleidung, der gräuliche Mantel, der unförmige Strohhut, die scheußliche Tüte.

Ich ließ meine Schüler links liegen und stürzte zum Fenster. Der Landstreicher wurde nun langsamer, als sei er fast am Ziel angelangt.

„Er ist auferstanden“ , dachte ich, „und will sich an Don Cesáreo rächen.“

Der Bettler jedoch betrat den Gehweg des Alten, ging am Gitter entlang und lief weiter. Dann blieb er vor der Tür von Adri-

ana Bernasconi stehen, drückte die Klinke hinunter und trat ein.

„Ich bin sofort wieder da“ , sagte ich zu meinen Schülern.

Vor lauter Sorge ganz außer mir, wollte ich nicht erst den Aufzug abwarten, raste die Treppen hinab, rannte nach draußen, hetzte über die Straße und stürzte wie im Flug in Adrianas Haus (damals war es in diesem Viertel noch nicht üblich, die Haustüren tagsüber abzuschließen).

„Hallo“ , begrüßte mich ihre Mutter, die hinter der Tür zur Diele stand, als ob sie gerade gehen wollte. „Du hier, was für eine Überraschung.“

Nie hätte sie Schlechtes von mir gedacht. Sie umarmte mich, drückte mir einen Kuss auf die Wange und ich verstand überhaupt nicht, was hier vor sich ging.

Dann begriff ich, dass Adriana soeben Mutter geworden war und alle sehr froh und ganz gerührt waren. Mir blieb nichts anderes übrig, als meinem siegreichen Rivalen, dem ein dummes Grinsen im Gesicht stand, die Hand zu reichen.

Ich wusste nicht, wie ich meine Frage formulieren sollte, und überlegte, ob es

vielleicht doch besser wäre, gar nichts zu sagen. Dann fiel mir ein Kompromiss ein. Mit gespielter Gleichgültigkeit sagte ich:

„Eigentlich bin ich einfach ohne zu klingeln hereingekommen, weil es mir so vorkam, als hätte sich ein Landstreicher mit einer großen, schmutzigen Tüte in Ihr Haus geschlichen, und weil ich Angst hatte, er könnte etwas stehlen."

Verwundert schauten sie mich an: Landstreicher? Tüte? Stehlen? Sie hätten bis gerade die ganze Zeit im Wohnzimmer zugebracht und wüssten nicht, wovon ich spräche.

„Da habe ich mich wohl geirrt" , meinte ich.

Sie luden mich dann ein, doch zu Adriana und ihrem Baby ins Zimmer zu gehen. In solchen Situationen weiß ich nie, was ich sagen soll. Ich wünschte ihr alles Gute, küsste sie auf die Wange, schaute mir das Baby an und fragte, wie es denn heißen solle. Sie sagten Gustavo, wie der Vater. Mir hätte der Name Fernando besser gefallen, aber das verbiss ich mir.

Zu Hause dachte ich: „Das war der Landstreicher, den der alte Don Cesáreo getötet

hat, da gibt es keinen Zweifel. Aber er ist nicht zurückgekehrt, um sich zu rächen, sondern um im Sohn von Adriana wieder zum Leben erweckt zu werden."

Ein paar Tage später jedoch erschien mir diese Hypothese lächerlich und ich vergaß sie.

* * *

Wahrscheinlich hätte ich sie sogar vollständig vergessen, hätte mich nicht 1979 ein Ereignis wieder an sie erinnert.

Mit noch mehr Jahren auf dem Buckel und überzeugt, mit jedem Tag weniger erledigen zu können, saß ich gerade daran, für das Feuilleton einer bestimmten Tageszeitung ein Buch zu rezensieren, das äuß erst langweilig war. Daher widmete ich meine Aufmerksamkeit nur recht selten dem Buch, das ich vorm Fenster las. Ansonsten ließ ich meinen Blick abwesend und unkonzentriert umherschweifen.

Adrianas Sohn Gustavo spielte auf der Dachterasse. Sein Spiel war allerdings für sein Alter recht primitiv. Mir ging durch den Kopf, dass der Junge wohl die mäßige Intelligenz des Vaters geerbt hatte und dass

er, wäre er mein Sohn gewesen, bestimmt eine weniger dumme Art gefunden hätte, sich die Zeit zu vertreiben. Auf die Zwischenwand hatte er eine ganze Reihe leerer Blechbüchsen gestellt und versuchte nun, sie aus drei bis vier Metern Entfernung mit Steinen abzuschießen. Wie vorauszusehen war, fielen die meisten Dosen in den Garten von Don Cesá reo. Ich dachte mir, dass der Alte, der wohl gerade nicht zu Hause war, einen Wutanfall bekäme, sobald er all seine zerstörten Blumen entdeckte.

Und in genau dem Moment trat Don Cesáreo aus dem Haus in den Garten. Er war nun wirklich sehr alt und setzte mit unsicherem Gang die Füße bedächtig voreinander. In ängstlicher Langsamkeit ging er auf das Gartentor zu und schickte sich an, die drei Stufen zum Gehweg hinabzusteigen.

In dem Augenblick traf Gustavo – der den Alten nicht sehen konnte – wieder einmal eine der Büchsen, die von einem Mauervorsprung zum nächsten hüpfte und so lärmend in den Garten Don Cesáreos fiel. Dieser schreckte bei dem Krach mitten auf der kleinen Treppe zusammen, machte eine abrupte Bewegung, rutschte aus und

schlug, die Füße in der Luft, laut mit dem Kopf auf die erste Stufe.

Ich konnte all dies beobachten, aber weder hatte der Kleine den Alten noch der Alte den Kleinen gesehen. Aus unerfindlichen Gründen verließ Gustavo nun seinen Platz auf der Dachterasse. Ein paar Sekunden später hatten sich schon viele Menschen um den Leichnam Don Cesáreos versammelt, und es schien allen ganz offensichtlich, dass ein unglücklicher Sturz der Grund für seinen Tod war.

Am nächsten Tag stand ich sehr früh auf und setzte mich sofort wieder ans Fenster, da ich unbedingt das Buch für meine Rezension zu Ende lesen wollte. Im Haus auf dem fünfeckigen Grundstück wurde für Don Cesáreo Totenwache gehalten. Auf dem Gehweg standen einige Leute zusammen, die rauchten und sich unterhielten.

Sie wichen angeekelt und voller Abscheu zurück, als kurz darauf der Landstreicher in seinen Fetzen, mit seinem Mantel, seinem Strohhut und der altbekannten Tüte aus Adriana Bernasconis Haus trat. Er ging durch die Gruppe von Mä nnern und Frauen hindurch und verschwand langsam in der

Ferne, aus der er zuvor zweimal gekommen war.

Mittags erreichte mich die traurige, aber für mich nicht überraschende Nachricht, dass Gustavo morgens nicht in seinem Bett gelegen habe. Seine Eltern nahmen verzweifelt die Suche nach ihm auf, und suchen ihn noch heute voll unermü dlicher Hoffnung. Ich habe es nie über mich bringen können, ihnen zu sagen, dass ihr Bemühen vergeblich ist.

Isaac Newton (1643–1727)
von Godfrey Kneller 1702

SCHWERE UNBEKANNT (NEWTON)

Einstein 127

Artikel

Gerd Maximovič

Verwendete Literatur:

– Newton, Isaac: Mathematische Grundlagen der Naturphilosophie. Felix Meiner Verlag, Hamburg 1988.

– Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph: System der Weltalter. Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main 1998. Zitiert als „Weltalter“.

Die Ursache der Schwere ist unbekannt, sagt Isaac Newton (1642 – 1727), der ihre Wirkung sehr wohl erforschte:

> „Bis hierher habe ich die Naturerscheinungen des Weltraums und unseres Meeres, die durch die Kraft der Schwere zustandekommen, dargelegt, aber die Ursache der Schwere habe ich noch nicht bezeichnet. Diese Kraft entsteht jedenfalls aus irgendeiner Ursache, die durchdringt bis zu den Mittelpunkten der Sonne und der Planeten, ohne eine Verringerung ihrer Wirkfähigkeit…“ (Newton, S. 229 f)

Also, die Schwerkraft, jene wichtigste Kraft, ist vorhanden. Wir verspüren sie ja am eigenen Leibe, der selbst wiederum ganz nach den Regeln der Schwerkraft dieses Planeten aufgebaut oder geformt ist. Indes, wir wissen nicht, was diese allgegenwärtige Schwerkraft ist, wir wissen nur (und können dies gemäß Newton berechnen), nach welchem Maßstab sie wirkt:

> „… [die Schwerkraft] wirkt entsprechend der Menge der festen Materie, und deren Wirkung sich nach allen Seiten in unermeßliche Entfernungen ausdehnt, wobei sie stets im quadratischen Verhältnis der Entfernungen abnimmt.“ (Newton, S. 230)

Wie geht man an dieses vielleicht größte Rätsel des physikalischen Universums heran? Newton:

> „Eine theoretische Erklärung für diese Eigenschaften der Schwere habe ich aus den Naturerscheinungen noch nicht ableiten können, und bloße Hypothesen denke ich mir nicht aus.“ (Newton, S. 230)

So wie Einstein, der zur Erklärung der Schwerkraft von einer Krümmung des Raumes ausgeht. Indes, wie erwähnt, diese zweifellos vorhandene Krümmung ist so gering, daß man sie gerade noch am Rande der Sonne in winzigstem Ausmaße nachweisen kann. Die Schwerkraft wirkt sich hingegen überall und immer in einschnei-

dendem Maße aus; jemand braucht ja nur einmal auf den Boden zu fallen, um festzustellen, wie äußerst wirksam (und hier unangenehm) besagte Gravitation ist. Einsteins Hypothese (also eine unbewiesene Annahme oder Vermutung), die Schwerkraft resultiere aus einer Krümmung des Raumes, ist demnach zu allermindest unzureichend, um das allgegenwärtige, insbesondere auch das Phänomen der unmittelbaren Schwerkraft (einer Anziehung von allem gegen alles) zu erklären. Newton jedenfalls denkt sich solche Vermutungen (Hypothesen) nicht aus. Nochmals:

> „… und Hypothesen [also unbewiesene Vermutungen], sei es metaphysische, sei es physische, sei es solche über verborgene Eigenschaften, sei es solche über die Mechanik, haben in der experimentellen Philosophie keinen Platz. … Und es genügt, daß die Schwere tatsächlich existiert, gemäß den von uns dargelegten Gesetzen wirkt und für alle Bewegungen der Himmelskörper und unseres Meeres hinreicht.“ (Newton, S. 230)

Was aber ist nun die Schwerkraft inhaltlich (von der gelungenen Berechnung ihrer Gesetze einmal ganz abgesehen)? Nochmals, zur Wiederholung: Schwerkraft bedeutet: jeder Körper zieht jeden anderen Körper im Normalfalle unweigerlich an. Der Bleistift, den ich laslasse, fällt nicht nach oben, nach links oder rechts, sondern er fällt nach unten, hin zu Erde. Unzweifelhaft erkennen sich also Bleistift und Erde auf irgend eine Weise. Die Erde mit ihrer ungleich größeren Masse zieht den Bleistift an sich. Dieser sowohl zugleich die Erde, doch seine Wirkung kann auf Grund der geringen Masse des Bleistifts (im Vergleich zur Erde) vernachlässigt werden.

Wir sind hier aber wieder bei dem entscheidenden Punkte angelangt: es muß unzweifelhaft, ganz maßgeblich eine Beziehung zwischen Bleistift und Erde bestehen, nach welche sich beide (Bleistift und Planet) gegenseitig zur Kenntnis nehmen. Nun ergeht auch Newton sich in einer Vermutung, denn dieses Prinzip der Anziehung (aller Körper gegen alle Körper) kann letztlich nur geistig (spirituell) sein. Entsprechend Isaac Newton:

> „Es mag jetzt gestattet sein, hier noch einiges über ein gewisses äußerst feines immaterielles Prinzip (spiritus) hinzuzufügen, das dichte Körper durchzieht und in ihnen verborgen ist; durch dessen Kraft und Einwirkung ziehen Teilchen der Körper sich auf kleinste Entfernung wechselseitig an und hängen zusammen…“ (Newton, S. 230)

Es handelt sich also bei der von Newton angeführten Erklärung um ein Prinzip, das alle Körper verbindet und mithin zur wechselseitigen Anziehung bringt, demnach um ein geistiges Prinzip:

> „… durch das jede Empfindung erregt wird, durch das die Glieder der Lebewesen nach Willen bewegt werden, nämlich durch die Schwingungen dieses immateriellen Prinzips, die sich durch die festen Fasern der Nerven von den äußeren Sinnesorganen zum Gehirn und vom Gehirn in die Muskeln fortgepflanzt haben. Aber diese Dinge können nicht mit wenigen Worten dargelegt werden, und es steht noch keine ausrei-

> chende Anzahl von Experimenten zur Verfügung, durch welche die Gesetze der Einwirkungen dieses immateriellen Prinzips genau bestimmt und aufgezeigt werden müssen.“ (Newton, S. 231)

Wir sehen also, wie Newton das Prinzip der Schwerkraft auch auf den ganzen Körper ausdehnt, im Sinne einer Erkenntnis und Zusammenarbeit von allem mit allem, zudem unserer Glieder untereinander. Jedenfalls erscheint auch auf diesem Hintergrund die Einstein’sche Vorstellung der Krümmung des Raumes als Grundlage der Schwerkraft mehr als nur eng und weitestgehend verfehlt.

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775 – 1854) stellt fest, Schwerkraft ist nicht nur Attraktion (Anziehung), sondern sogar Eindringen in andere Körper:

> „Daß aber die Schwere etwas anderes ist als gegenseitige Attraction, das zeigen schon die Perturbationen [Störungen in den Bewegungen eines Sternes]. Dieses sind Einwirkungen fremder Gestirne auf die Planeten. Unter Gestirn

> versteht man das noch innerliche, ungebrochene Wollen, das rein Astrale in den Weltkörpern.“ (Schelling: Weltalter, S. 180)

Im weiteren geht Schelling vom (seelischen) Einfluß der Gestirne auch auf den Menschen aus. In der Tat aber: Schwerkraft, also Anziehung eines jeden durch jedes, kann man sie – wie Einstein dies macht – bloß als eine geometrisch-mathematische Raum-Krümmung betrachten, mithin den entscheidenden Einfluß jedes auf jeden ausgerechnet in primitivster Weise auf geometrische Symbolik zurückführen?

Man frage nach seelischen Beziehungen, nach entsprechenden Höhenflügen und Leiden. Und wie antwortet der „Experte“ darauf? Mit Symbolkurven und (zur Tarnung) mit einem möglichst unverständlichen mathematischen Apparat. Solche Abstraktionen (ungegenständliche Darstellungen) sollen „alles“ erklären. Ausgerechnet die höchste Eigenschaft dieser Welt, nämlich die Attraktion (Anziehung), darunter, wohlgemerkt, auch die Liebe, der „Experte“ glaubt im Ernst, deren Erkenntnis auf geo-

metrische Kurvenverläufe reduzieren zu können.

Nochmals, Schwerkraft (Anziehung) ist das alles durchwirkende Prinzip der Welt. Glaubt man im Ernst, ihr mit primitiven mathematisch-geometrischen Kurvenverläufen beikommen zu können?

Zwei unterschiedlich schwere Massen (ein Steinblock und eine Feder etwa) fallen im luftleeren Raum gleich schnell zu Boden. Ihre Masse unterscheidet sie erheblich; doch exakt im Gegensatz dazu ist es im selben Verhältnis genauso leicht oder einfach, sie in Bewegung zu setzen. So daß sie im luftleeren Raum (auch durch Apollo-Astronauten auf dem Mond nachgewiesen) letztlich genau gleich schnell zu Boden fallen.

Diese Auffassung wird – etwa im Fernsehen, in unerhaltsamen, für das breite Publikum bestimmten Sendungen – Albert Einstein zugeschrieben. Auch hier wird wieder eine falsche Fährte gelegt. Denn diese Auffassung (des gleich schnellen Fallens unterschiedlich massiver Körper) wurde lange vor Einstein ermittelt. Es ist sichtlich unangebracht, Einstein alles, was ande-

re vor ihm erforscht haben, so einfach unterzuschieben. Doch so erzeugt man künstlich (und mit Hilfe von Falschmeldungen oder gar von Lügen) scheinbar überragende Galionsfiguren (wie den demnach unfehlbaren Einstein).

Von Einstein stammt nicht diese Entdeckung des gleichschnellen freien Falles unterschiedlich massiver Körper. Und desgleichen nicht die Auffassung der Krümmung des Raumes. Es ist aber natürlich schwierig, sich aus der immer gleichen, uns ständig eingehämmerten Geräusch-Kulisse zu lösen oder ihre Schein-Inhalte wenigstens objektiv zu durchdenken.

Miguel de Molinos (1628–1696)

GOTT SPRICHT ZUR SEELE (Molinos 1) Artikel

Gerd Maximovič

Zitiert wird:

„Miguel de Molinos: Gott spricht zur Seele. Johannes Verlag, 56599 Leutesdorf, 2001."

Das Vorbringen von Sprüchen, um das Unterbewußtsein zu beeinflussen, wie insbesondere Emile Coué es in hervorragender Weise vorträgt, und das Beten, worin man Gott anspricht, sind letztlich dasselbe. Denn in uns lebt eine selbständige, aktive, positive Kraft, das Unterbewußtsein, unser bester Freund und Helfer. Selbige Kraft kann nur Gott sein. Betrachten wir also hin-

fort das Beten, wie Miguel de Molinos es vorträgt, so daß wir in Beziehung auf unser persönliches Unterbewußtsein einiges folgern können.

Molinos, aus der Einführung durch den Verlag:

> „Miguel de Molinos geboren am 29. Juni 1626 in Muniesa, Spanien. Studium an der Universität von Valencia, dort Doktorat. 1652 zum Priester geweiht. Molinos Lehre über das Beten in Stille und Ruhe wie auch das Versinken in Gott. Gebet, darin die angestrebte Verbindung mit Gott. Mystisches Schweigen. Am 18. Juli 1659 unter dem Vorwand und Vorwurf einer Irrlehre von der Inquisition verhaftet. Scharfe Verurteilung zu lebenslanger Haft. Akten des Inquisitionsprozesses wurden 1797/99 verbrannt. In eine Gefängniszelle im Dominikanerkloster San Pedro Montorio eingeliefert. Verbrachte neun Jahre im Kerker, bis er am 28. Dezember 1696 mit achtundsechzig Jahren starb. Die letzten drei Monate vor seinem Tod war er sehr krank. Er konnte nichts mehr zu

sich nehmen, da er sich ständig erbrechen mußte. Es wird vermutet, daß er durch über einen längeren Zeitraum verabreichte kleine Dosen von Gift umgebracht wurde. (Molinos, Einführung)

„Deine Seele ist der Mittelpunkt, die Wohnung und das Reich Gottes.“ (Molinos, S. 11)

Richtig. Aus der Einführung entnehmen wir: Gebet, darin erfolgt die angestrebte Verbindung mit Gott. Statt des Gebetes kann man – gesundheitshalber – auch die Coué’schen Sprüche verwenden. Auch sie führen in bis zu 70 % aller Fälle (schwerste Krankheiten inbegriffen) zur Heilung.

„Du wirst eine große Unterstützung und Hilfe erfahren, wenn du dich allem stellst und vor niemandem davonläufst.“ (Molinos, S. 12)

Richtig. Gott hilft einem auf allen, insbesondere unerkannten Wegen. Gottes (verschlungene) Wege, sagt man, führen immer

zum Ziel, auch wenn wir sie nicht verstehen.

Entsprechend gilt:

> „In Bedrängnis wird dir zur rechten Zeit das rechte Wort und eine entsprechende Handlungsweise eingegeben.“ (Molinos, S. 14)

Richtig. Gott (das persönliche Unterbewußtsein in uns) hilft einem immer. Man muß dies wissen oder glauben. Und bei Gelegenheit ausprobieren. „Erstaunlich, es funktioniert wirklich!“ stellt man dann fest.

Diese Tatsache, daß man Gott gleichsam auf seiner Seite weiß, macht einen nicht übermütig, aber sicher:

> „Unsicherheit schwindet und dein Handeln wird spontan richtig.“ (Molinos, S. 14)

Im esoterischen Bereich schreiben Autoren: wenn einer gegen jemanden kämpft, der so denkt, dann kämpft er gleich gegen zwei Instanzen: gegen das Ich des anderen und gegen Gott, mit welchem der andere wis-

sentlich verbunden ist. Das Ich des anderen kann man (äußerlich, mit roher Gewalt) besiegen; Gott hingegen nicht, sagen die Esoteriker, Gott gewinnt immer. Angreifer, sofern sie über Verstand verfügen, sollten sich also wohl überlegen, ob sie gegen Gott antreten wollen. Wären sie bei Verstand, so würden sie dies besser unterlassen.

> „Zunächst sind grundlegende Erfahrung und Wissen notwendig, daß im Gebiet der Ruhe aus menschlichem Wollen und Vermögen, durch unsere Vernunft oder Klugheit rein gar nichts erreicht werden kann.“ (Molinos, S. 16)

Das ist nur bedingt richtig. Menschliche Klugheit gebietet, den Überlegungen jener Leute zu folgen, die das positive Denken vertreten. Nicht nur Emile Coué, sondern auch viele andere mehr haben hier großartige Arbeit geleistet. Die so gesammelte Erfahrung bestätigt, daß der positive Zugriff auf unser persönliches Unterbewußtsein insbesondere im Interesse unserer Gesundheit vollständig möglich ist. Es wäre falsch,

dem Menschen hier insofern seine Denk- und Lernfähigkeit abzusprechen.

> „Habe Ausdauer und lerne im Gebet das Schweigen und die Geduld.“ (Molinos, S. 17)

Ausdauer, Geduld sind auf dem Wege der Autosuggestion (Selbstbeeinflussung) erforderlich. Wer damit anfängt, sich selbst gesundheitlich Gutes zu wünschen, muß für die ersten Erfolge mit bis zu drei Wochen rechnen. Warum so lange? Weil das persönliche Unterbewußtsein an ein anderes Verhalten des Ichs gewöhnt ist und sich erst einmal auf die neuen Sprüche, Herangehensweise oder Gebete einstellen muß. Doch selbst wenn man Erfahrung hat, so bedarf es immer wenigstens zweier oder dreier Nächte, bis eine positive Wirkung eintritt. Warum zwei, drei Nächte? Weil das persönliche Unterbewußtsein am Tage mit den schier unendlich vielen Alltäglichkeiten beschäftigt ist; nachts hingegen, im Schlafe, kann es sich in besonderer Weise um das Umsetzen der eingegebenen Sprüche kümmern. Darum sind die kurz vor dem Ein-

schlafen vorgebrachten Sprüche mit die wichtigsten.

> „Macht und Einfluß in dieser Welt zu haben, bedeutet rein gar nichts gegenüber dem Schweigen, in dem du dich von der Hand Gottes leiten und führen läßt. Selbst, wenn dich vorübergehend Zweifel befallen, das Gebet sei reiner Müßiggang, und du würdest keine Leistung oder Verdienst erbringen – kümmere dich nicht um diese Anfechtungen. Setze deinen Weg im Schweigen und der Gelassenheit fort – du wirst unaussprechliche und überreiche Gaben empfangen.“ (Molinos, S. 17)

Das ist im Prinzip richtig. Zu warnen ist aber vor jeglichem „Zweifel“. Unser persönliches Unterbewußtsein setzt alles um, was wir wirklich meinen, wünschen, denken. Es merkt, wenn wir am Verfahren der Selbstbeeinflussung ernsthaft zweifeln würden. Und stellt seine Dienste ein. Der Zweifler wird dann sagen: ich habe ja Recht gehabt, es arbeitet nicht. Womit er, wohlgemerkt, Recht hat. Wer aber weiß oder wenigstens

glaubt, daß das persönliche Unterbewußtsein (auch Seele oder Daimon genannt) allezeit für uns da und bereit ist, der wird die zitierten „unaussprechlichen und überreichen Gaben“ empfangen. Wir gewärtigen, beide haben sie Recht, der positiv Denkende wie der Zweifler. Erhebt sich nur die Frage, auf welche der beiden möglichen Seiten sich die kluge Leserin und der verständige Leser dieser Zeilen stellen werden (sofern sie es nicht schon getan haben).

> „Erschrecke nicht, wenn du im Gebet mit deinem Verstand nichts bewirken oder erreichen kannst.“ (Molinos, S. 17)

Falsch. Selbstverständlich erreicht der die Sprüche Anwendende (oder der Betende) selbst (aus eigenem Vermögen) überhaupt nichts. Sondern alles ist Gottes Sache. Indes, mit dem Verstand kann man angeben, in welche Richtung Gott auf dem Wege des unterbewußten Einflusses wirken möge. Und unser bester Freund und Helfer erfüllt alle Wünsche, sofern unter den gegebenen Umständen überhaupt möglich!

> „Deine Fähigkeit, dich auf den Urgrund der Schöpfung, Gott, zu verlassen, wird stärker, und dein Vetrauen nimmt zu.“

So ist es, das Vertrauen nimmt zu mit jedem Erfolg, den man, die Coué’schen Sprüche anwendend, erreicht. Interessant auch der Hinweis auf den „Urgrund der Schöpfung“. Bekanntlich kommt nichts von Nichts. So daß auch die Welt (der Kosmos, das Universum) nicht von Nichts kommt. Sondern von Gott.

> „… ist es geboten … im Ruhegebet keine bestimmte Erwartung zu haben und deinen Willen nicht – wie du es im Alltag gewohnt bist – auf ein zu erreichendes Ziel auszurichten.“ (Molinos, S. 21)

Falsch. Man darf, nein, man muß sich etwa ein gesundheitliches Ziel vornehmen (eine bestimmte Krankheit soll verschwinden). Doch man benennt diese Krankheit besser nicht, sonst verstärkt sie sich am Ende noch. Will jemand beispielsweise eine Kleinigkeit wie Pickel auf der Haut beseitigen,

dann lautet der zugehörige Spruch nicht: „Die Pickel auf meiner Haut verschwinden!“ Das heißt, das Wort „Pickel“ darf darin gar nicht vorkommen, um den negativen „Pickel-Effekt“ gegenenfalls nicht zu verstärken. Der richtige (kurze, positive) Spruch heißt etwa: „Meine Haut ist immer gut, gesund und rein!“

Zu unterscheiden ist dies Vorbringen konkreter Wünsche von der genauen Vorgehensweise. Man wünscht, allgemein gesprochen, einen ganz bestimmten Erfolg oder die Art, wie sich etwa andere Leute verhalten sollen. Wie und wann das Gewünschte zustande kommt, darf man niemals vorschreiben wollen. Gott setzt um, was immer den Umständen nach möglich ist. Doch man beachte, bitte: Gottes Wege sind unergründlich! Das heißt, hat man tatsächlich ein bestimmtes erstrebtes Ziel erreicht, so ist man erstaunt, auf welchem (und zwar in der Regel einfachsten) Wege dies möglich wurde. „Darauf wäre ich nie und nimmer gekommen“, denkt man. Und: „Es ist so einfach!“ Also: Zielvorstellung: ja! Konkrete Wegbeschreibung: nein (das ist

Gottes Sache)! Laß „ihn“ machen, er weiß es besser als du.

> „Nicht aus dem Lesen dieser Worte – sie mögen dich unterstützen und bejahen – , sondern aus deiner eigenen Gebetserfahrung kannst du sagen, in deiner Seele, obgleich sie untätig ist, werde eine Wirkkraft mächtig, die du unzweifelhaft dem Heiligen Geist zuschreiben darfst.“ (Molinos, S. 21)

Richtig. In uns (über unsere Seele, unseren Daimon oder unser persönliches Unterbewußtsein vermittelt) wird in der Tat eine göttliche „Wirkkraft“ tätig. Die uns zu dem Schluß veranlaßt: Gott ist in uns!

> „Je nach ihrem Fassungsvermögen und dem von Gott ihr Zugedachten empfängt deine Seele Eingebungen, denen zu folgen später deine Aufgabe wird. So wird Gabe zu Auf-Gabe.“ (Molinos, S. 22)

Man nennt dies auch Intution oder inneres Einfühlungsvermögen. Man weiß Dinge

ganz sicher, ganz ohne Begründung. Weil Gott in uns ist.

> „Durch die Regelmäßigkeit des Betens und die damit verbundene Hingabe wirst du auch in subtileren [feineren] Bereichen deiner Persönlichkeit eine Veränderung zum Guten bemerken.“ (Molinos, S. 23)